

Herausgeber:
B. St. Fjöllfross



Messenger National Prussien

Preußischer

Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf



seit 2003

Prussian Land Messenger

Landbote

gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit



Borussiam
et
veritatem
debere

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft

ISSN 1613-8910

erscheint zu Brandenburg an der Havel

QVID AGIS PRVDENTER AGAS ET RESPICE FINEM

Landbote

Volumen 18

(23.11.2010- 18.02.2011)

*Der Preußische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,
e-Mail info@landbote.com, V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross
gesetzt in Garamond 9Pt,*

2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Juli 2011

...und raus bist du!

Kopfschuss für Gabrielle Giffords

Don M. Barbagrigia

Was haben wir mit dem Kopf geschüttelt, als Michael Moore bei dem senilen Charlton Heston auf der Türschwelle stand und den Greis, der zu diesem Zeitpunkt noch Präsident der mächtigen National Rifle Association gewesen war, zu Recht bis auf die Knochen blamierte. Eigentlich führte Moore die ganze U.S.A. vor, die nicht einmal nach dem Schul-Massaker von Columbine einen Grund sah, umzudenken. Des freien Mannes Recht, eine Waffe zu tragen, ein Recht aus den Tagen der Pionierzeit, als man sich noch nicht anders behaupten konnte, als mit einem .45er in der Hand, dieses Recht ist den US-Amerikanern heilig. Selbst in den Tagen, da sich dieses tradierte Recht schon allein deshalb gnadenlos überlebt hat, weil einer der suffizientesten Sicherheitsapparate der Welt das amerikanische Recht in jeden Quadratzoll des riesigen Landes zu tragen, dem Gesetz überall Geltung zu verschaffen in der Lage ist.

Aber dieses Recht verkörpert eine der ganz wenigen Säulen, der Identifikationsmomente einer ansonsten sehr dürftigen amerikanischen Geschichte der Einwanderer – nicht der indigenen Völker, die ja zwei Jahrzehntausende zurückreicht. Deshalb ist dem gemeinen Ami die Waffe so wichtig. Deshalb lässt er sie sich nicht wegnehmen. Um keinen Preis! Wer nichts in der Birne hat, wer keine Muckis unter dem T-Shirt hat, der braucht eine Wumme, damit er einen körperlich und/oder geistig überlegenen Gegner gefahrlos aus der Ferne umbringen kann. „Ich habe Macht, also bin ich“, könnte der Wahlspruch Amerikas lauten. Der Umkehrschluss impliziert sich von allein.

Wer also im politischen Amerika punkten will, der muss der NRA in den Hintern kriechen, der muss den Amis ihre Ballermänner lassen. So wollen wir uns nicht verwundern, dass sich selbst Demokraten für das Waffenrecht stark machen. Ihre Kinder werden über den Haufen geknallt, von ihresgleichen, Vierjährige schießen ihre Schwestern und Väter nieder – macht nichts – Hauptsache jeder freie Amerikaner darf nach wie vor umherrennen wie John Wayne.

Nunhates Gabrielle Giffords erwischt. Die 40jährige Kongressabgeordnete sprach zu ihren Wählern vor einem Supermarkt in der Stadt Tucson/Arizona als eine Patrone ihren demokratisch – waffenliebenden Schädel perforierte. Im Koma liegt sie nun und Präsident Obama forderte uns auf für sie zu beten. Den Teufel werden wir tun! „Die Geister, die ich rief, werd' ich nun nicht los“, lässt schon Goethe seinen Zauberlehrling wimmern. Wer nach den armen Schulkindern von Columbine immer noch dem Waffenrecht das Wort redet, der zieht das Schwert. Und wer das Schwert zieht... Die Amerikaner sehen sich doch als die stärkste Macht des Christentums. Müssen sie doch wissen, was der Reb Jeshua dazu sagte, bevor er sich um der sündigen Menschheit willen ans Kreuz hat nageln lassen.

Und noch ein Zitat aus der Heiligen Bibel, dem Buch der Bücher für alle braven Amis: Wer den Wind sät, wird den Sturm ernten!. Ein Irrsinniger schießt die hübsche Gabrielle auf die Intensivstation, wir wollen hoffen, dass sie diese nicht mit einer Zehnkarte und Füße voran verlassen muss. Wir hoffen auch, dass ihr noch soviel Verstand bleibt, zu sehen, dass ihr Waffenprotagonismus einem 9jährigen Mädchen das Leben kostete und mit dem Kind noch fünf anderen Menschen, die zufällig vor Ort waren. Wir hoffen auch, dass Amerika irgendwann zur Vernunft kommt und nicht so vernagelt blöde bleibt, wie jener Sheriff, der nach dem Amoklauf diesen auf den ungezügelten und scharfen verbalen Umgang politischer Gegner

miteinander schiebt und daher eine Lanze für die Einschränkung der Redefreiheit bricht. Wie paradox: Das Mutterland der Freiheit des Wortes ist bereit, sich dieses urdemokratische Recht bestreiten zu lassen, ehe es denn auch nur ein Jota von dem Wahnsinn des Waffenverkaufs abrückt. Gottes Mühlen mahlen langsam aber gerecht, pflegten die Alten zu sagen. Gerade in dem Land, das auf sein Dollarstück die Worte „In God we trust“ - „Wir vertrauen auf Gott“ geprägt hat, sollte man dieser einfachen Wahrheit vertrauen und sich dessen sicher sein, dass die unbarmherzige Morderei immer so weiter gehen wird, wenn sich Amerika nicht endlich zu einem Kurswechsel durchringt. Eine Gesundheitsreform kann sich nicht in einer Zwangsversicherung erschöpfen. Zuerst einmal muss der kranke Mann Uncle Sam gesunden und zwar im Kopf, dort, wo es seit über zweihundert Jahren genauso wirr und chaotisch aussieht, wie in dem Kopf Gabrielle Giffords', besonders nachdem sein Inhalt von einer Patrone arg in Mitleidenschaft gezogen wurde. Na dann, Amerika und Kongressabgeordnete Gabrielle Giffords – Gute Besserung!

Auf der Flucht

Wikileaks die Zweite

B. St. Fjollfross

Jede Wahrheit braucht einen Mutigen, der sie ausspricht“, plakatierte „J“ einst der Feind. Und obschon BILD der Feind ist, so hatten sie mit diesem Werbesatz doch absolut recht. Einer dieser Mutigen ist Julian Paul Assange, Journalistenkollege und legendärer Gründer von Wikileaks. Nach den jüngsten Enthüllungen seiner Internetplattform über die diplomatische Korrespondenz der Vereinigten Staaten von Amerika wird er nunmehr gejagt. Und da hört's auf. Die U.S.A. mögen Assange als Staatsfeind betrachten – aber dieser Presseemann muss unter dem Schutz des demokratischen Dogmas stehen: Ich bin zwar anderer Ansicht als Sie, aber ich stehe dafür mit meinem Leben ein, dass Sie Ihre Ansicht ungehindert vortragen können. Hyde Park Corner ist eine Festung der Demokratie!

Und wenn sich Hyde Park Corner über ein Portal namens Wikileaks ins Internet begibt, dann behält dieses Bollwerk der freien Meinungsäußerung noch immer seinen ehernen Status der Unangreifbarkeit. Mit der Veröffentlichung des diplomatischen Schriftverkehrs ist Assanges Truppe unserer Meinung nach übers Ziel hinaus geschossen und wir haben dagegen in diesem Volumen polemisiert. Doch, wenn wir in der Sache auch verschieden denken, so stehen wir doch vorbehaltlos hinter Assange. Dass man ihn nun über den widerlichen Vorwurf eines oder mehrerer Sexualdelikte zur Strecke bringen will, weil man ihn offensichtlich de jure wegen der Veröffentlichung der ihm zugespielten Dokumente nicht belangen kann, hat ein übles Geschmäckle. Wir wissen natürlich nicht, was an den Vorwürfen dran ist.

Aber – es fällt doch auf, dass zwei Frauen just in dem Augenblick beginnen Zeter und Mordio zu schreien, nachdem sie voneinander Kenntnis erlangten und damit realisierten, dass sie dem uralten Wunschtraum des weiblichen Geschlechtes aufgefressen waren, die „Einzige“ zu sein. Und das alles auch noch zu dem passenden Zeitpunkt, in dem die „freieste“ und „demokratischste“ Nation der Welt beginnt Gift und Galle gegen den Mann zu spucken, für den sie gerade eben noch die Beine breit gemacht hatten. Für jegliche Justiz auf dem Globus, die an der Leine des Kapitols hängt, ein gefundenes Fressen. Doch Vorsicht! Das könnte den Häschern schwer im Magen liegen. Staatsfeinde von solchem Format offen zu attackieren, geht mitunter ganz doll nach hinten los. Die katholische Kirche kann einen

Choral davon singen: Wer Leute wie Hus oder Bruno ins Feuer schickt, wird ihre Geister nie wieder los. Bonnie und Clyde waren dem FBI eine Lehre und könnten zu den Gründen zählen, warum Osama bin Laden noch immer brav und friedlich seine Dialysen absolvieren kann, ohne dass ihm eine amerikanische Task Force den Stecker aus der Blutspülmaschine zieht. Und sie könnten auch ein Grund dafür sein, dass Amerika den Bannfluch gegen Assange schleudert, ohne ihn mit einem Billet nach Guantanamo auszustatten. Die Drecksarbeit lassen sie andere machen. Die schwedischen Behörden beispielsweise. Die Anwürfe gegen Assange sind von psychologisch ausgesuchter und desungeachtet nichtswürdiger Qualität: Gerade in den sich prüde gebenden U.S.A., bei ihren europäischen Aftervasallen – um das hässliche Wort „Arschkriecher“ zu vermeiden – und – und das ist nun wirklich der sublimale Gipfel der psychologischen Kriegsführung – bei denen Muselmännern in aller von den U.S.A. vor den Kopf gestoßenen

Welt sind Sexualdelikte nun wirklich an diskreditierendem Potential nicht mehr zu überbieten: Wer als Bösewicht mit Frauen gegen deren Willen rummacht, der kann selbst messianische Botschaften aussenden – deren Sinngehalt interessiert nicht mehr. Das Thema ist befleckt, schmutzig, entheiligt – pfui Teufel... Und die Amis, die sehr achtbare Erfolge auf dem Gebiet der Entschlüsselung des menschlichen Verhaltens verzeichnen können, wissen ganz genau um die Eigenart der meisten Menschen, die es ihnen nicht gestattet, die Botschaft von ihrem Verkünder zu trennen. Das ist ein dreckiger Krieg, den man gegen Assange führt, getreu dem Motto.:Haltet den Dieb, er hat mein Messer im Rücken!

Die sich am meisten aufregen, sollte man stattdessen einmal genauer unter die Lupe nehmen. Es ist doch aberwitzig herumzutönen, Assange bringe Leute in Gefahr, wenn er dergestaltete Informationen preisgäbe und sei somit ein Risiko für die nationale Sicherheit. Das ist so ziemlich dasselbe, als würde ein ertappter Dieb auf dem Markte herum brüllen, wer ihn festnehme, störe die öffentliche Ruhe und Ordnung, Delikt hin, Diebstahl her. Das ist doch paradox. Das ist doch nicht ernstzunehmen!

Was nun die Blamage derer betrifft, die beim Schwatzen erwischt worden sind, sie sind heillose Narren, die aus der Geschichte nichts gelernt haben. Helmut „Muntermacher“ Metzner ist so ein Schnarcher. Als die Mauer fiel, war der Muntermacher nach bundesdeutschem Recht gerade volljährig und hätte intellektuell so fit sein müssen, die Vorgänge um die enttarnten Spitzel adäquat einordnen zu können. Aber jede Generation pflegt halt ihren eigenen Größenwahn von Immunität und Unangreifbarkeit. Das aller Ehrenwerte Loyalitätsgesülze des Herrn Bundesaußenministers auf der jüngsten Presskonferenz wurde sozusagen durch seinen eigenen Brutus oder Lord Scroop von Masham auf tragikomische Weise ad absurdum geführt.

Dirk Niebel schickt den plaudernden Büroleiter Metzner in die Wüste, um „Schaden von dessen Person abzuwenden“. Derweil ringen wir vor Lachen nach Luft. Wo soll er hin, der Ausgestoßene? In die amerikanische Botschaft auf den Pariser Platz etwa? Dort, wo er als brave kleine Nachtigall so eifrig in die Ohren der Amerikaner flötete, was seinem Chef so gar nicht recht genehm sein konnte? Man liebt den Verrat, nicht den Verräter. Auch wenn der amerikanische Ambassadeur versuchte, seinen Zuträger mit schmeichelhaften Attributen zu carmouffieren, war an der Personalie nichts mehr zu retten. Zu eindeutig ließen sich die bei Wikileaks aufgetauchten Dokumente ihrem Verfasser zuordnen. Als aufstrebend und erfolgversprechend, eine gutplatzierte Quelle beschrieb Philip D. Murphy, amtierender U.S.- Botschafter in Berlin seinen „Informellen Mitarbeiter“, der ja auch Leiter der Abteilung für Außenbeziehungen im FDP-Präsidium gewesen ist.

Das aufstrebende Moment im Darm seiner amerikanischen Freunde scheint nunmehr mangels versiegter Quelle sein Ende gefunden zu haben – der U.S.- Schließmuskel dürfte sich bei erneuter Annäherung des verbrannten IM „Plüschhase“ zur Kontraktur entschließen. Ein ähnliches Schicksal wird nun auch vielen anderen Ohrenbläsern und Plaudertaschen weltweit zuteil werden – in einigen Ländern unter dem Halbmond ist sogar eine Entfernung der geschwätzigen Zunge in Übereinstimmung mit den Gesetzen der Scharia oder des amtierenden Scheichs denkbar.

Aber wir wollen nicht schadenfroh sein. Es ist nur eben diese widerwärtige Lust am Denunzieren des Nächsten, am Verrat, um sich zu profilieren oder anderweitig wichtig zu machen, die uns am Nackten Affen so anödet. Die Göttin Dialektik aber spendet uns zärtlichen Trost: Ohne diese Seuche gäbe es nun kein hehres Instrument wie Wikileaks und für uns ein ergiebiges Thema weniger, über das wir uns echauffieren könnten. Dem Herrn Kollegen Assange aber wünschen wir, dass er nicht wie Dr. Richard Kimble, Salman Rushdie oder Osama bin Laden den Rest seines Lebens auf der Flucht verbringen muss und dass ihm irgendein vernünftiger Staat dieser Welt Asyl anbietet, da er Schutz von seiner Down-Under-Heimat kaum zu erwarten hat. Wir empfehlen nicht so sehr Ecuador oder die Schweiz ins Auge zu fassen, sondern eher die bergige Grenzregion zwischen Afghanistan und Pakistan. Neben Osama bin Ladens Dialysebett müsste sich noch ein lauschiges Plätzchen finden lassen, was die amerikanischen Geheimdienste im Leben nicht finden oder finden wollen. Und sein Gastgeber würde ihm die berühmte arabische Gastfreundschaft schwerlich versagen – denn Herrn Assanges Attacke auf die U.S.A. steht der von 9/11 nun in wirklich kaum in etwas nach.

Auf Gotteslästerung den Tod

wenn der Hunger den Verstand vernebelt

Akinokawa Michi

Wieder einmal rennen zehntausende Menschen durch die Straßen Islamabads. Sie brüllen gegen den Versuch der Regierung, die Todesstrafe für das Delikt der Gotteslästerung aufzuheben. Die meisten von ihnen sind arme Teufel, denen Allah eindeutig die Schattenseite des Lebens zugewiesen hat. Sie alle scheinen kollektiv am Stockholm-Syndrom zu leiden. Man erinnere sich: Entführungopfer verlieben sich mitunter unsterblich in ihre Kidnapper. Und hat sie Allah nicht quasi in diese unseligste aller Welten entführt, während amerikanische Luxus-Gaken zur selben Zeit auf den Pariser Boulevards in einer Minute mehr Geld verplempern, als ihre ganze muselmanische Familie für die nächsten 10 Jahren bräuchte, um ihr erbärmliches Leben zu fristen?

Lästern diese jungen und höchst überflüssigen Weibsbilder, die noch nie im Leben einen Finger krumm machen mussten und dafür ihre mit Silikon gefüllten Titten schamlos durch die High-Society-Welt schlenkern, nicht Tag für Tag den Höchsten? Und sie, die armen Gläubigen, die völlig unverschuldet zusehen müssen, wie sich ihre Kinder zu Tode hungern, zwängen sie ihre Frauen nicht vorschriftsmäßig in Burkas und drücken selbst das Gesicht fünfmal am Tage in Richtung Mekka in den Schlamm? Sprechen sie nicht die vorgeschriebenen Gebete mit Inbrunst? Allah! Dein Name sei gepriesen wie auch der des Propheten! Wo ist DEINE Gerechtigkeit? An die kleinen Luxusschnepfen kommen die Frommen nicht heran. Und

auch nicht an die anderen Gottlosen dieser Welt, diejenigen, die ihren Söhnen Maschinenpistolen, Panzerfäuste, Granatwerfer und Handgranaten verkaufen, mit denen sie ihre Jüngsten drapieren, um die Stirn das grüne Schrifband, das sie als Märtyrer ausweisen soll. An wem sollen sie sich denn schadlos halten, wenn nicht an den anderen armen Schweinen, die gerade noch in der Reichweite sind, und auf die man eindreschen kann?

Nun ist es zwar prinzipiell möglich, auf jedermann zu jeder Zeit einzuschlagen – aber ein Vorwand wäre doch beruhigend fürs eigene Gewissen. Und was gäbe es für einen besseren Vorwand als Gotteslästerung?! Wirf dem Nächsten einen Diebstahl vor und am Ende beweist der Lump noch, dass er es gar nicht war.

Gott hingegen ist geduldig, sehr geduldig. ER widerspricht nicht oder eben nur sehr selten. Und wenn er das tut, in einem Ordal beispielsweise, hat er da nicht allzu oft schon ein Fehlurteil gesprochen? Aber halt! Wir werden doch nicht...

Also drücken wir es anders aus: Würden die Bedingungen der Gottesurteile nicht schon fürchterlich oft falsch festgelegt oder irrig interpretiert und das alles von Menschen, die sich anmaßen für IHN zu sprechen? Wann hätte ER jemals so reagiert, wie die es von IHM erwarten, die SEINEN Willen unablässig verkünden. Hoppla! Da stolpern wir so ganz nebenbei über ein Problem, über das sich die fanatischen Wirrköpfe so gar keine Gedanken machen und das ihnen vielleicht mal ganz böse auf die Füße fällt.

Wer sind sie denn, dass sie Allah vorschreiben wollen, was IHN beleidigt und was nicht? Sie sind ein Haufen Lehm und Dreck und ein Quentchen Hauch des Unendlichen, wie Stefan Heym es einst formulierte. Sie sind SEINE Schöpfung, die sich anmaßt, dem Alten etwas aufzuobtruieren. Ist das nicht die wahre Gotteslästerung? Verurteilen sie sich damit nicht selbst nach ihren eigenen Worten zum Tode und zur ewigen Verdammnis? Wir werden den Teufel tun, diese Frage zu beantworten.

Denn wir werden Allah mit Sicherheit nicht verhöhnen, indem wir SEINE Meinung kundtun. Wir kennen sie nicht. Wir wissen nur, was der Prophet Micha in 6.8 verkündete: Es ist dir gesagt Mensch, was gut ist und was der Herr von Dir fordert: Nämlich Gottes Wort halten, Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott.

Da steht nichts von Gotteslästerung und schon gar nichts darüber, wie man dieses nicht existierende Verbrechen ahnden soll. Der dringende Verdacht also tut sich auf, dass ein pakistanischer Mob sich genau wie jeder religiös fanatisierter Plebs seit Jahrtausenden vor den Karren einer Elite spannen lässt, die den Mob für blöde verkauft und dasselbe auch mit Allah versucht. Die brüllende Menge würde also ein Fünkchen Restverstand beweisen, wenn sie Plakate durch die Straßen Islamabad tragen würden, auf denen zu lesen steht: Wir wollen diejenigen zu Tode bringen, die unsere Peiniger verhöhnen und lästern!

Sie mögen doch Allah dort heraushalten! Aber so blöde sind sie denn doch nicht. Selbst wenn sie sich zu diesem Masochismus bekennen, bringen sie sich in Gefahr. Denn dann deckten sie die Karten auf, wie sie wirklich verteilt sind und Allah sitzt bei diesem elenden Spiel ganz gewiss nicht mit am Tisch. Er schützt sie nicht und das ahnen sie. Er straft sie auch nicht für ihren Hass gegen den Nächsten. Jedenfalls nicht mehr, als sie sich mit ihrem erbärmlichen Leben eh schon bestraft fühlen. Also ziehen sie aufgeladen durch die Städte und geben damit zu erkennen, dass Allah, die Liebe selbst, ihrer Ansicht nach Abel geschaffen hätte, damit ihn Kain erschlage? Das ist ja doch wohl die pure Gotteslästerung, oder?

Bitte nicht!

oder – ohne Geographie- oder sonstige Kenntnisse auf dem Weg ins Weiße Haus

David Katz

Bitte, bitte nicht! Ihr Yankees habt uns dort, wo ihr uns immer haben wolltet – auf den Knien! Um des Himmels willen, wir bleiben auch immer eure braven Idioten in Merry Old Europe – aber tut uns das nach Dickie-Boy „Watergate“ Nixon, Ron Reagan, den beiden Bush's, von denen der jüngere und hoffentlich letzte aus dem texanischen Clan der größte anzunehmende Unfall im Oval Office war, nicht an!

Wir flehen um euer Erbarmen! Nicht Sarah Palin, bitte nicht! Natürlich würden wir uns freuen, wenn die 45. oder 46. Präsidentschaft eures Landes erstmals durch eine Frau besetzt würde! Wir, die wir keine Probleme damit hätten, wenn auch der 55. Komtur von Balga ein rechtes Weib mit Herz und Verstand wäre! Aber mit Herz und Verstand! Darauf kommt es an!

Warum nicht Hillary Clinton? Die hat beides im Übermaß. Wir würden Applaus klatschen! Aber doch nicht die böse Schneekönigin von Alaska. Die so dumm ist, dass selbst die Eisbären, die doch jede Mülltonnen umkehren, sie nicht beißen würden.

Da stellt sich doch die dusslige Sarah tatsächlich hin und tönt, man müsse bei der innerkoreanischen Auseinandersetzung, die sich mit den jüngsten Angriffen der Irren von Pjöngjang auf den demokratischen Nachbarn im Süden ereigneten, fest an der Seite des nordkoreanischen (sic!) Verbündeten stehen. Wir haben es gehört. Es war ihre Stimme!

Ja, ist denn das Weib von allen guten Geistern verlassen? Steht sie auf der Gehaltsliste der Feudalkommunisten aus Nordkorea? Nein, mitnichten. Man kann ihr einiges unter die Nase reiben – aber das denn nun wirklich nicht. Sie ist einfach nur dumm, bodenlos dumm und mit diesem Attribut behaftet eine wahrhaft repräsentative Vertreterin ihrer großkotzigen und ignoranten Nation.

Für das alte Rom waren alle Nicht Römer Barbaren. Unisono. Hauptsache die Barbaren lieferten das Brot für die römischen Mägen und die Leiber zum Schlachten für die römischen „Spiele“. Der Rest war ihnen scheißegal. Wo lag Gallien, wo die dakischen Provinzen, wo Judäa und wo die Cyrenaika? Ist doch wurscht. Rom ist wichtig. Der Rest ist bedeutungslos. Und das Vierte Rom, die U.S.A., denken mehrheitlich genauso, tuten unentwegt ins selbe Horn. Das macht uns Angst.

Was soll bei einem Volk herauskommen, das einen Schauspieler zum Präsidenten und einen Bodybuilder und drittklassigen Mimen zum Gouverneur wählt? Wir sagen's an dieser Stelle: ein Volk, das eine nicht mehr ernst zu nehmende, pfingstlerische Fundamentalistin wie Sarah Palin zur Gouverneuse von Alaska wählt.

Es lohnt vielleicht der Frage nachzuspüren, was im sonst wohl ziemlich leeren Kopf der wirren Sarah vorgegangen sein mag, als sie diesen irrwitzigen Blödsinn schnatterte. Am wahrscheinlichsten dünkt uns die Erklärung, die alaskische Regierungschefin beging einen Freud'schen Versprecher: Der Norden ist ihr Sinnbild für alles Klare, Reine, moralisch Unanfechtbare, gerad' so, wie ihre Heimat eben – und ihre blitzsaubere Familie, deren 17 und 18 jährige Töchter nur mal eben ganz unrepublikanisch, von animalischen Trieben gesteuert vor der Ehe rummachen und mit dicken Bäuchen nach Hause kommen.

Der Süden aber ist das Sinnbild alles Bösen: Sezessionisten, rebellische Neger auf Baumwollfeldern, mexikanische Haushälterinnen, kolumbianische Opiumbarone, Milch verteilende Allendes, Diamanten schiebende Negerfürsten – also kurz und gut: Drogen, Chaos, Anarchie, Warlords, vor- und außerehelicher Geschlechtsverkehr.

Vielleicht deswegen die innere Abkehr von Südkorea und die Zuwendung zum Gottseibeius. Man wird es wohl nie bis ins letzte ergründen. Muss man auch nicht. Lehnen wir uns derweil am Kamin in den Sessel und träumen uns in vergangene Zeiten zurück, hundertzwanzig Jahre etwa.

Die Goldgräberzeit im nördlichsten Bundesstaat der U.S.A., der soeben für ein paar Kopeken vom hirnweichen russischen Zaren erstanden wurde, mag eine harte Epoche gewesen sein – aber sie hatte doch auch ihre guten Seiten. Da wären zu nennen: Die Nuggetfunde, Jack Londons Erzählungen und - eine wie Palin hätten die Roughnecks als Animiermädchen in den Saloon gesteckt oder, wenn sie herumgezickt hätte, den Yukon hinuntergespült. Das hätte zwar sicherlich Alaskas Küsten ebenso auf die Probe gestellt, wie seinerzeit der versoffene Käpt'n der Exxon Valdez, aber eben hundert Jahre früher.

Diese Trulla, die zu dämlich ist Nord- und Südkorea auseinanderzuhalten, obwohl die koreanische Halbinsel nur am Alaska schräg gegenüberliegenden Ufer des Pazifik liegt, und damit einen politischen Eklat erster Ordnung heraufbeschwört, bewirbt sich allen Ernstes nach ihrer verlorenen Kandidatur um die Vizepräsidentschaft nun gar um die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten. Dabei heißt es doch, diejenigen, die ein solches Rennen in Amerika einmal verloren hätten, wären ein für alle mal weg vom Fenster. Aber Palin ist anscheinend ein Stehauffrauchen.

Wir würden uns ja auf dem Boden wälzen vor Lachen, wenn wir unsere Hillbillies nicht so genau kennen würden, dass wir uns auf geradezu unheimliche Art sicher sind – es liegt durchaus im Bereich des Reellen. Die roten Teufel von Pjöngjang werden sich statt unser vor Lachen auf den leeren Autobahnen Nordkoreas wälzen. Aber Vorsicht! Denen wird das Grinsen noch am ehesten vergehen. Einer mit Grips, einer wie Kennedy oder Obama, der ist besonnen, der drückt nicht so schnell auf den Knopf.

Eine wie Palin aber, die in der übelsten Tradition der Präsidenten steht, die wir weiter oben bereits nannten und deren Namen unser Blatt nicht überflüssigerweise verunzieren sollen, der traut man schon eher mal eine auch handgreifliche Entgleisung zu. Nein? Keine Erinnerung mehr an Reagan's „Reich des Bösen“, wie er es zu Island ins abgeschaltete geglaubte Mikrofon hinein anlässlich einer Sprechprobe deklamierte? Amis, bitte, kommt einmal in eurer kurzen Geschichte zur Vernunft! Nicht sie!

Führt kurzzeitig die Inquisition ein! Schubst sie in den Yukon! Schickt sie mit dem letzten Spaceshuttle auf die ISS! Ohne Rückfahrchein. Macht irgendetwas. Aber macht sie nicht zur Präsidentin. Nicht die dumme Sarah! Uns steht die nackte Angst ins Gesicht geschrieben. Und wenn wir von nackter Angst sprechen, dann meinen wir einen schweißtreibenden Albtraum, hinter dem sogar unsere Sorge vor den roten Hungerleidern aus Nordkorea verblasst.

Ein Kasper ist eines Schalksnarren wert, sagt man. Aber diese Frau ist gefährlicher als alle Irren des Kim-Clans zusammen. Denn – lasst ihr sie ins Weiße Haus, dann schiebt sie auch die amerikanischen Flugzeugträger auf den Weltmeeren hin und her. Und dann gnade uns allen der liebe Herre Gott

Brot für Welt – aber die Wurst bleibt bei uns!

oder - drei Musketiere poltern gegen den Länderfinanzausgleich

J.- F. S. Lemarcou

Jetzt langt's ihnen! Die reichen Bundesländer stellen sich auf die Hinterbranten und brummen finster gegen ihre armen Vettern. Bis zum Sommer sollen die erklären, dass sie auf erkleckliche Teile des Länderfinanzausgleichs verzichten und... Quatsch! Ganz abnabeln sollen sie sich vom Tropf, das elende Bettlervolk! 8,3 Milliarden Euro pumpeten Bayern, Baden-Württemberg, Hessen und Hamburg in die sozialen Abstiegszonen der Bundesrepublik. Dabei reichte das Aufkommen Bayerns, das mit 2,9 Milliarden das generöseste Füllhorn ausschüttete, nicht einmal aus, den von Klaus Landowsky und später dem rot-roten Senat in den Abgrund gekarrten Haushalt von Berlin zu entlasten, der schon mal 3,2 Milliarden allein für sich einsog.

Das Geschehen erinnert fatal an die Lieblingsbeschäftigung der Blauen Elise. Möglicherweise bleiben die vier Geber in dem Bild und sehen sich in der Rolle der zwar ungemein potenten, nichtsdestoweniger ewig auf der Flucht vor dem gierigen Erdferkel befindlichen roten Ameise Charly. Sie wollen nicht mehr. Kein Wunder. Wenn die Bayern ihren Abakus vom Stadl herunterholen und ein paar bunte Kugeln hin und her schieben, stellen sie fest, dass ein jeder von ihnen, vom Säugling bis zum strammen Alm-Öhi ein jedes blau-weißes Landeskind rund zweihundertfünfzig Euro jährlich für diejenigen berappen muss, die es offensichtlich auf keinen grünen Zweig bringen. Und das, obwohl sie mit der Pleite der Bayern LB eine fette Eisenkugel am Fuß mit sich herumschleppen.

Da kommt nicht mal auf der Wies'n die Lust zu Plattlern auf. In Schwaben sieht es ganz ähnlich aus. Auch die krakelen nun laut – haben sie doch ihre Schaffe-Schaffe-Häusle-baue-Herzen kollektiv an den Holländer-Michel verkauft. Den Hessen zu Wiesbaden und Mainhattan fällt das alte Shakespeare-Zitat aus „Heinrich dem Fünften“ wieder ein: Schlecht ist der Knecht, der blecht! Nur die Hanseaten zu Hamburg halten sich noch vornehm zurück. Schließlich muss Deutschlands Tor zur Welt „nur“ eine schlappe Drittmilliarde zu den Handaufhaltern schicken. Gemessen aber an Fläche und Bevölkerungsstärke ist es trotzdem eine spürbare Last. Wer weiß, was in den Köpfen der Hamburger vorgeht! Vielleicht hat sie ihre tausendjährige Handelstradition genugsam gelehrt, dass sich der Wetterhahn auch ganz fix wieder drehen kann. Mütterchen Elbe gibt's ihnen der Öfteren mal von oben wie von unten, von hinten wie von vorne.

Da wäre man schlecht beraten, sich zu den Schreihälsen aus dem Süden zu gesellen. Könnte sein, die Hilfsbereiten, die bei Sturmflut ebenfalls heranstürmen um Sandsäcke zu packen, hätten ein gutes Gedächtnis. Das sind immerhin zwölf unheilige Brüder, die aus dem Bundeskropf geatzt werden wollen. Da alle fünf mitteldeutschen Bundesländer logischerweise ebenfalls zu den Netto-Empfängern zählen, sei den dreien aus dem Süden gesagt: Wenn ihr diese Länder nicht jahrelang nur als eine Art moderne innerdeutsche Kolonie betrachtet hättet, deren Bantu-Negern man gerade mal eine verlängerte Werkbank und ein paar hübsche Glasperlen zugesteht, müsstet ihr heute nicht blechen. Hat euch der Holländer-Michel das nicht gesagt? Als der Kohlenmunk-Peter sich im Rahmen seines zweiten Wunsches vom Glasmännlein ein Fuhrwerk mit Pferden erbeten hatte, wurde der Bergegeist von der Alb ziemlich ungehalten: „Verstand hättest du dir wünschen sollen, Peter, Verstand!“ Schon vergessen, liebe Schwaben? Aber hemmungslose Gier hat schon immer jeden Verstand niedergebügelt.

Wir können nicht für die anderen Bedürftigen sprechen. Es erscheint uns lediglich als wahrscheinlich, dass Nordrhein-Westfalen und das Saarland den Strukturwandel der Siebziger und Achtziger noch immer nicht verdaut haben und man in den Flächenländern wie Niedersachsen und Schleswig-Holstein an den Segnungen der europäischen Agrar-Regulierungswut zu kauen hat. Alles in allem aber zeichnet sich ab, dass sich Mitteleuropa wie ein erfrierender Leib zu zentralisieren beginnt. Rund um die Alpen geht es immer mehr bergauf, während man in Italien den Süden am liebsten im Mittelmeer und in Deutschland den Norden gern in der Deutschen Bucht versenken würde. Bloß weg damit! O Herr, der Kurzsichtigkeit deiner zur Wohlstand gekommenen Geschöpfe ist kein Ende!

Deshalb erinnern wir mal ganz vorsichtig daran, dass man noch vor hundert Jahren auf der Alb den Kitt aus den Fenstern gefressen hat und im Lande des Märchenkönigs sah es bis 1972 auch nicht viel besser aus. Dieses aber nur als kleiner, marginaler Wink mit dem Zaunpfahl. Weiter winken sollten in den erzkatholischen Bastionen des Südens die Pfarrer von den Kanzeln, mit der Heiligen Schrift in der Hand, in der bereits nachzulesen ist, dass der Hochmut alleweil vor dem Fall kommt.

Den dreien von der nationalen Tankstelle aber sei gesagt. Eine auch nur gedankliche Verabschiedung vom Länderfinanzausgleich, auch wenn sie nur im Kontext der anstehenden Wahlen in die Gaue hinausgeblafft wird, ist ein erster Schritt hin zum Separatismus, zur Sezession, zur Aufkündigung des Bundes. Deutschland wird als Ganzes wahrgenommen, gerade so wie sein südlicher Bruder Italien. Ein made in Bavaria, Baden-Württemberg oder Hesse würde keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken. Ade, globaler Absatzmarkt! Zweitens: die europäische Halbinsel nimmt sich gemessen am aufstrebenden Reich der Mitte noch bescheiden genug aus. Wohlgermerkt, wir sprechen nicht einmal von der Bundesrepublik. Die isolierten Fleckchen Bayern, Rheinland-Pfalz, und Hessen hätten vielleicht gerade mal noch spartentouristischen Wert. Klein aber fein? Vergesst es! Das zieht auf Dauer nicht.

Drittens. Das Signal würde auch in Europa übel vermerkt werden, denn die Bundesrepublik als Staat zählt zu den Debitoren der EU. Und wer im Kleinen zu stänkern anfängt, zeigt damit an, dass er seine Geisteshaltung früher oder später auch eine Ebene höher anhängig machen wird. Viertens: die Römer, welche ja die europäische Kultur bis in die Gegenwart hinein nachhaltig prägten, formulierten ihre Einsicht mit den weisen Worten: Divide et impera! Teile und herrsche! TEILE! Und herrsche! Nicht: Raffe und herrsche! Die Römer waren nicht so doof, dass man nicht auf sie zu hören bräuchte. Sie wussten sehr genau, warum sie was sagten. Und Letztens: Nehmt den Ärmeren die Subsidien! Macht nur! Immer los! Dann werden sie erst recht nicht mehr nach zu Potte kommen. Haben sie so schon kaum eine Chance – dann haben sie gar keine mehr. Soziale Unruhen und Destabilisierung, die dann um sich greifen werden, kommen München, Stuttgart und Wiesbaden dann mit Sicherheit so teuer, dass sie sich wünschen werden, sie könnten auf einen anderen Planeten umziehen. Denn die sozialen Erdbeben schicken ihren Erschütterungen über alle Landesgrenzen hinweg.

Aber was regen wir uns eigentlich auf? Es klang bereits an: Das Ganze ist mutmaßlich wahlkampforientierter Theaterdonner. Denn all das, was hier gepredigt wurde, gehört in den Staatskanzleien zu München, Stuttgart und Wiesbaden zu den Allgemeinposten. Das Getöse geht nur ans doofe Stimmvieh. Das darf dann beglückt blökend ob der volksnahen Tribünen-Szene seiner Großkopferten an die Wahlurnen eilen und seine wackeren Hirten für weitere vier Jahre im Amte

bestätigen. So die politische Kalkulation. Immer platte Parolen an die doofe Masse verteilen – die ist in der Überzahl, die bringt die erforderlichen Mehrheiten.

Um die Wahlsonntagsruhe denn doch noch ein wenig aufzustören, rufen wir mal ganz dreist eine Nachwendeparole aus der Zone selig in die süddeutsche Runde: „Kommt die D Mark nicht zu uns, gehen wir zu ihr“, hallte es damals aus vielen Kehlen zwischen Arkona und dem Vogtland. Na, dann: bezieht schon mal wieder die Betten in Friedland, oder wollt ihr lieber eine neue Mauer hochziehen. Know How dafür gibt's wohlfeil im Osten.

Das Böse im Habit

wie sieht es aus in den Köpfen der geistlichen Kinderschänder?

Kotofeij K. Bajun

Es waren große Worte, die der Reb Joshua einst auf dem Berge predigte. Für die westliche Antike waren sie nachgerade sensationell. Da war von Frieden und von Friedfertigkeit die Rede. Man sollte seine Feinde lieben und denen vergeben, die einem ans Leder wollten. Die rechte Backe sollte man hinhalten, so man denn auf die linke geschlagen würde. Und als Simon Petrus sein Schwert zog, um seinen Meister vor der Verhaftung im Garten Gethsemane zu beschützen, hieß ihn der Rebbe das Schwert wegstecken. Denn, wer das Schwert zieht, der wird durch das Schwert umkommen. Das Ohr, welches Kephass dem Malchus bereits abgeschlagen hatte, heftete der arme galiläische Wanderprediger, dessen grausame Folterung und bestialisches Ende am Kreuze unmittelbar bevorstanden, SEINEM Büttel wieder an. Kein Wort von Prügel, kein Wort von Züchtigungen, Demütigungen, brutalen erzieherischen Maßnahmen, nichts dergleichen. Auch der Zeltmacher Paulus von Tarsos, der dann das Christentum begründete, überlieferte nichts, was darauf hindeuten würde, dass der Rabbi je auch nur mit der Hand ausgeholt hätte. ER war die Liebe. ER lebte sie und ER starb für sie einen furchtbaren Tod.

Als der Demagoge Paulus nun seine Version von den Meinungen des Mannes in die Welt hinaus posaunte, dem er nur einmal während einer Halluzination unter der heißen Sonne des vorderen Orients begegnet war, machten sich bereits andere Sekten daran, ihr Verständnis vom Evangelium ebenfalls in die – meist blutige – Tat umzusetzen. Die Taten wurden immer dann blutig, wenn es galt, dem christlichen Bruder von nebenan klar zu machen, dass die eigene Auslegung der Religion die einzig wahre sei. Überhaupt wurde die Idee des Christentums recht bald von Charakteren usurpiert, die wir an dieser Stelle mal die Fettaggen der Menschheit nennen wollen, weil sie in jedem Gesellschaftssystem, unter jedem Glaubensbekenntnis oben schwimmen.

Das Christentum eignete sich ganz besonders gut zum Machterwerb und -erhalt, weil es die Entrechteten zum Dulden bequatschte und ihnen ein imaginär-phantastisches, jedoch nicht dingfest machbares oder auch nur einklagbares Paradies im Jenseits in Aussicht stellte. Wer sich damit nicht recht abfinden wollte, stellte notgedrungen die Machtfrage, die er entweder im Anschluss für sich entschied oder aber in eine sehr irdische, augenfällige und durchaus einklagbare Hölle geschickt wurde. Diese Religion entwickelte sich auf den mittleren und unteren gesellschaftlichen Schichtungen geradeheraus zu einem Magneten für gestörte und aus der Bahn geratene Naturen, die in ihre christlich determinierten Ämter nur allzuoft ganz

handfeste psychische Störungen einbrachten. Ein Paradebeispiel sind die Zustände in den Erziehungsheimen unter christlicher „Obhut“ vor noch wenigen Jahrzehnten, die seit zwei Jahren immer und immer wieder die Schlagzeilen der internationalen Presse bestimmen.

Sprach der Rabbi nicht: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes?“ (Lukas 18.16, Markus 10.14 und Matthäus 19.14) Da sind sich die Synoptiker doch einmal selten einig! Und so ließen denn die Patres und die „frommen“ Schwestern die Kindlein zu ihm kommen.

Oftmals Kinder, die niemanden mehr hatten, der sich für ihre Rechte hätte stark machen können. Niemanden, außer den allmächtigen Vater Israels und dessen heilsversprechenden Sohn. Beide haben jedoch nur allzuoft weggesehen und als wahrhaft pflichtvergessene Hirten ihre Lämmchen den geistlichen Werwölfen überlassen.

Bevor die Lämmchen aber ihren Jesum schauen durften, mussten sie an dessen irdischen „Dienern“ und seinen „Bräuten“ vorbei, die nur allzuoft die Kinder grün und blau droschen, wenn sie ihre Bibelverse nicht korrekt herunter leierten oder in der Nacht unter der Bettdecke mit dem einzigen, kleinen Freund spielten, der ihnen noch ein paar angenehme Empfindungen zu verschaffen in der Lage war.

Angenehm waren sie nämlich bestenfalls dann, wenn sich die eigenen Hände mit dem lüthen Spaßmacher oder wahlweise der kleinen Freudenspenderin befassten. Übernahm diesen Part der Pater, der doch tagsüber mit Rohrstock und grimmiger Miene Moral, Zucht und Sittlichkeit predigte und mit dem selben Rohrstock auf die masturbierenden Händchen drohte, dann wurde es meist dunkel in der Kinderseele.

Der Pater hatte einst die Keuschheit gelobt, die er bei seinen Zöglingen so unbarmherzig durchsetzte. Die priesterlichen Triebe aber wussten nichts von einer abartigen und lebensfeindlichen Religion und brachen sich Bahn. Bei so mancher Ordensschwester war es ähnlich. Nur äußerte sich die jahrzehntelange angestaute sexuelle Frustration weniger in Vergewaltigungsorgien, sondern in einer gnadenlosen Härte den Kindern gegenüber.

Heinrich Gerlach zitierte in seiner Geschichte des deutschen Ordenslandes in Preußen den Chronisten Peter von Dusburg. Der berichtete über Herrn Berthold, Komtur von Königsberg, der sich, um seine Kraft zur Keuschheit zu testen, eine bildhübsche, splitternackte Pruzzin ins Bett legte und neben ihr schlief, ohne das Mädchen zu berühren.

Gerlach warf ein Schlaglicht auf die monströse Deformierung, die ein solches, durch seelische Krankheit oder äußere Vorgaben erzwungenes, pathologisches Verhalten unweigerlich nach sich zieht. Er schrieb: „...Verzicht auf jegliches Eigentum, auf Liebe und Ehe, unbedingter Gehorsam... Von Haus und Familie getrennt... >>hat nichts mehr, was ihm selber gehört<<... Ein Leben lang... Ein Männerbund (wahlweise Frauenbund (Anm. Bajun)) ohne die lindernde Hand, das tröstende Wort, das verzeihende Lächeln einer Frau (wahlweise eines Mannes (Anm. Bajun)); keine frohen Feste, kein Tanz und Spiel, kein Kinderlachen... Ein Leben lang. Wohin soll das führen. Wir wissen wohin es geführt hat...“ Und weiter: „...Selbstdisziplin... im Verzicht auf alles bis zur Perversion... getrimmten Brüder (wahlweise Schwestern (Anm. Bajun)), was die anstellen können, wenn man ihnen Waffen (wahlweise Macht und Gewalt über Kinder (Anm. Bajun)) in die

Hand gibt, um das zu begreifen, braucht man kein Psychiater zu sein...“ Vertrug sich das alles mit dem Evangelium? Doch wohl eher nicht. Viele der geistlichen Sadisten leben noch heute, lehnen Entschuldigungen ihren Opfern gegenüber ab und werden von der Amtskirche in einer vehementen und skandalösen Weise gedeckt, dass selbst dem Teufel das Kotzen kommt.

Wie sehen diese Leute ihrem Ende entgegen? Wenn sie ihren Glauben auch nur eine Minute während ihrer verkommenen Existenz für voll genommen haben, so gewärtigen sie in absehbarer Zeit die Stunde, da der HERR über sie zu Gericht sitzen wird. Da werden sie IHM, vor dem es kein Verstecken gibt, Rede und Antwort stehen müssen. Was dann? Ängstigt sie die Hölle, die ihnen zusteht, weil sie sie anderen zur Genüge bereitet haben? Eine Ausrede gibt es nicht.

Die Anweisungen des Evangeliums zum Umgang mit dem Nächsten sind sonnenklar und unmissverständlich. Selbst wenn sie meinen, ein möglichst reuevolles Geplärre: „Herr, ich habe missgehandelt, ja groß ist der Sünden Last, habe nicht den Weg gewandelt, den Du mir gezeigt hast...“, würde sie vor dem feurigen Pfuhl bewahren, müsste man ihnen vorwerfen, dass sie, während sie ihre Sünden begingen, dieses im klaren Unrechtsbewusstsein und mit Hinblick auf die ihnen vom Rebben scheinbar unabweisbar Absolution bei zu bezeugender Reue taten.

Also handelt es sich strafrechtlich um einen Verbrechensvorsatz. Doch von irdischen Gerichten hatten die geistlichen Lumpenhunde eh nie sehr viel zu befürchten. Die bundesdeutsche, die irische, die kanadische oder die italienische Justiz und die Kinderverwaltungsorgane deckten das dreckige Treiben über Jahrzehnte und machten sich damit zu schwerkriminellen Komplizen.

Dieses alles ist sattsam bekannt. Viel ändert sich nicht. Die Opfer von damals werden mit ein paar dahin geworfenen Almosen abgespeist. 150 Millionen – und jetzt könnt ihr aber mal die Schnauze halten! Wir müssen töchterfickende Väter jagen, solche, die keinen Habit und damit kein Anrecht auf Schonzeit haben. Das ist einfacher und unkomplizierter, als einen Staat im Staate mit all seinen Verquickungen und Verflechtungen in das Gemeinwesen hinein in die Verantwortung zu nehmen.

Doch zurück zu unseren Lumpenpriestern und Prügelnonnen! Wir werden einen bestimmten Verdacht nicht los! Er drängt sich uns auf, weil wir nicht glauben können, dass es irgend jemandem möglich ist, solche Verbrechen zu begehen, ohne dabei schon zu Lebzeiten von glühenden Zangen gerissen zu werden, wenn er es denn ernst nimmt mit dieser christlichen Botschaft. Wir vermuten, dass diese heuchlerischen Strolche den blutenden Rabbi am Kreuze verhöhnt haben, jedes mal, wenn sie sich vor das Kruzifix knieten, um ihre Litanei anzustimmen. Einen Scheißdreck haben sie weder an IHN, an SEINEN himmlischen Vater, noch seine Lehren geglaubt – nicht eine einzige Sekunde lang. Sie sind die der Hölle entsprungenen Dämonen, die Legionen des Antichrist, das Tier mit den sieben Häuptern. Sie selbst. Der Herr hat nicht sie mit den Leibern zarter und wehrloser Jungens und Mädels geprüft, er hat die Kinder einer furchtbaren Prüfung unterzogen, die so schrecklich war, dass viele nicht einmal den Hauch einer Chance hatten, sie wie auch immer zu bestehen. Diese Patres, diese Ordensschwestern sind die Söhne und Töchter Belials, verflucht sollen sie sein bis ans Ende aller Tage! (Für diese handfeste

* Heinrich Gerlach, Preußen Aufstieg, Glanz und Untergang, Weltbild Verlag GmbH Augsburg 1994, S. 83f, ISBN 3-89350-694-2

** aus: Gottfried Müller, Klaus G. Beyer, Das Geschenk des Mönchs, Bilder und Sagen aus der Landschaft zwischen Haff und Elbe, Evangelische Verlagsanstalt GmbH Berlin 1972, S85.

Verwünschung erwarten wir von der Zielgruppe dieses Aufsatzes einen ebenso starken Segen nach den Worten des Rebben: Segnet, die euch fluchen! (Matthäus 5.44 und Lukas 6. 28). Anders werden sie wohl nicht den Spuren von Gottes eingeborenen Sohn folgen können, von denen sie sich abwandten, seit sie das erste Kind verdroschen und seit sie das erste Mal ihren vor geiler Erregung nicht mehr zu zügelnden Pimmel unter der Soutane hervorgeholt hatten, um ihn einem Ministranten in den Hintern zu schieben.

Was wir hier tun, steht auch nicht im Einklang mit der Bergpredigt. Das ist uns bewusst. Wir aber haben dem Rebben Joshua nicht die unbedingte und von höherer Stelle geweihte Gefolgschaft zugeschworen. Sein Kruzifix hängt in unserer Redaktion, über der kleinen Buddha-Statue, neben der Statue unserer Katzenmutter Bastet, in der Nähe des Koran und der Edda. Schwabs griechisches Pantheon ist auch nicht weit entfernt. Wir wollen uns nach dem Christus richten, so gut und so weit uns das möglich ist. An dieser Stelle aber ist es uns eben nicht mehr möglich. Da möge der HERR verzeihen, wie ER kann und will. Wir tun es nicht.

Was uns das angehe, wenn fremde Kinder verprügelt und vergewaltigt wurden? Nun, das ist wahr. Jeder von uns – selbst der Sizilianer Don Miquèle hatte eine unbeschwernte Jugend in den Straßen Catanias und wurde von einem formidablen und wahrhaft grundgütigen Gottesmann erzogen – war so privilegiert, dass er solchen Schurken mit Erziehungsauftrag nicht in die Hände fiel.

Aber gerade weil diese Verbrecher neben all ihren justiziablen Delikten auf das Evangelium, das auch uns etwas gilt, spuckten, weil sie ihre anständigen Glaubensbrüder und -schwestern desavouierten, weil sie den armen Rabbi ein zweites Mal ans Kreuz nagelten und wieder und immer wieder – deshalb greifen wir sie an.

Weil es Gott nicht tut und ein verlogenes, verheucheltes und bigottes Staatswesen schon gleich gar nicht. Einer muss es machen! Unsere Stimme mag nicht laut sein, aber sie wird den Chor derer verstärken, die nicht einsehen wollen, dass die Verbrecher in Talar und Habit trotz aller überwiesenen Schurkereien noch immer mit Samthandschuhen angefasst werden.

Wir wollen nicht über sie richten. Wir wollen den Stab über sie brechen und sie aus der menschlichen Gemeinschaft hinaus jagen. „Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein!“ (Johannes 8.7) Sind wir ohne Sünde? Nein, mit Sicherheit nicht. Und trotzdem werden wir uns nach der Klamotte bücken.

Wir suchen auch mit Eifer nach dem Balken im eigenen Auge, ehe denn wir nach dem Splitter im Auge des anderen fahnden. (Bergpredigt, Matthäus 7. 3-5). Wenn's aber langt mit der Duldsamkeit, dann wollen wir das Schwert Davids ziehen und ihren verbal die Löffel vom Stamm hauen. Schließlich sind nicht wir im Besitz der göttlichen Langmut und wenn der HERR der Meinung ist, ihnen die Ohren wieder anzupappen, die sich gegen SEINE Lehren so taub erwiesen haben, dann ist das SEINE Sache, nicht die Unsrige.

Der gesamten metaphysischen Seite des Christentums können wir nicht viel abgewinnen. Da sei unser philosophischer Vater Baruch Spinoza davor! Das Irdische, das Reale, das, was unsere Augen sehen und unsere Hände fassen können, steht uns näher als das Eiapoepia vom Himmel. Bevor wir geboren wurden, war es dreizehneinhalb Milliarden Jahre dunkel und wir wussten nichts von unserer ewigen Seele. Warum sollte

es hernach anders sein? Den geweihten Gaunern aber ist durchaus zu wünschen, dass sie mit ihrer verkündeten Theologie recht haben und wir verfluchten Ketzler fehl liegen mögen. Denn nur allzu billig kämen sie davon, wenn sich unsere schalen Jenseitsvorstellungen bewahrheiten, die jeglichen Himmels und jeder denkbaren Hölle entbehren. Da sei nun wiederum der liebe HERRE GOTT davor! Amen

Der Gerechte sitzt – die Verbrecher feiern

sollten wir unser Verhältnis zu den U.S.A. neu bewerten oder: Wer ruft heute J'accuse?

Bradley Manning, einem echten amerikanischen Helden, gewidmet

David Katz

Bradley Manning sitzt im Knast. 23 Stunden am Tag in einer einsamen Zelle. Der 24jährige ist einer der Leute, die der Weltöffentlichkeit das Video zuspilten, welches die Amerikaner bei ihren gräulichen Kriegsverbrechen in flagranti zeigt, die sie bei ihrem Öltraubkrieg im Irak begehen.

Die Amerikaner, das sind die großen, ehrbaren und vor lauter Moral triefenden Ankläger von Nürnberg, die allerdings damals schon alle Nazis einkassierten und hofierten, die ihnen für den anstehenden Kalten Krieg nützlich waren und den Rest öffentlichkeitswirksam aufhenkten. So, wie Göring lauthals verkündete, wer Jude sei, bestimme er, so bestimmten die Amerikaner nach dem Kriege, wer ein guter und wer ein böser Nazi sei. Klaus Barbie, der Gestapo-Chef und Schlächter von Lyon muss ein Guter gewesen sein – denn er hatte keinen Strick um den Hals, sondern Papiere, die ihm zu einer neuen Identität verhalfen – besorgt von den Amerikanern!

Sie warfen die zwei Atombomben – in erster Linie sicher nicht, um die Japaner zur Kapitulation zu drängen. Die waren schon drauf und dran, die weiße Fahne zu schwenken. Das aber wäre den Amerikanern sehr, sehr ungelegen gekommen. Da hatten sie Millionen Dollar in die Wüste Nevada versenkt, um sich eine Superkeule zu basteln, und jetzt betrügen die verräterischen Samurai sie in quasi letzter Sekunde noch um die Gelegenheit den Russen zu zeigen, wie sie sich die Nachkriegsordnung vorstellen? Da sei der calvinistische Gott davor!

Sie entlaubten in Vietnam, wo sie nichts verloren hatten, den Dschungel mit Agent Orange, verbrannten kleine Mädchen mit Phosphor und schossen das Dorf My Lai nieder, in dem nichts als wehrlose Männer, Frauen und Kinder waren. Nur widerwillig und unter dem großen Druck der Weltöffentlichkeit kam es zu lächerlichen Verurteilungen

Nun steht wieder ein Militärprozess an. Aber nicht gegen die Schurken, die aus einem Hubschrauber heraus iranische Automobile und Häuser ohne Rücksicht auf Kollateralschäden beschossen hatten und dieses mit eiskaltem, menschenverachtendem Sarkasmus kommentierten. Sie hatten Iraker umgenietet, die verletzte Journalisten bergen, ihre Kinder in die Schule bringen oder einfach nur die Straße entlang gehen wollten. „Was bringen sie auch ihre Kinder mit in die Schlacht,“ tönnten die kinderliebenden amerikanischen Schützen lakonisch. Prozessiert wird nun gegen den Mann, der geholfen hat, dass die Verbrechen ans Licht kamen. Er ist ein Whistleblower, ein Ohrenbläser, ein Verräter. Das ist der Stil und das Erkennungsmerkmal jeder Verbrecherorganisation,

jeder Mafia-Bande: Sie schalten diejenigen aus und ziehen denen sizilianische Badelatschen an, welche die schmutzigen und kriminellen Machenschaften aufdecken. Die Army, die Navy und die US-Marine profilieren sich als eine einzige schwerkriminelle Kriegsverbrecher-Bande im Dienste einer quasifaschistischen Führung. Das freieste Land der Welt, die Führungsnation aller Demokratie ein quasifaschistischer Staat? Ist diese Behauptung nicht vermessen? Wo war denn ihre Demokratie, als der Wahlfälscher Bush jr. ein zweites Mal an die Macht geschoben wurde? Welche Macht hat denn ihre Demokratie gegen die Diktatur der Wallstreet und der NRA – der National Rifle Association?

Wo steht sie denn auf, diese Demokratie, um die Verbrecher aus ihren eigenen Reihen anzuklagen, die jedem Kriege recht Hohn lachen und das vor den Augen der Welt? Gab es einen Prozess vor dem Kriegsverbrechertribunal in Den Haag gegen die Strolche, die den Irak überfallen hatten, nicht, weil Hussein dort an Massenvernichtungsmitteln bastelte, was er erwiesenermaßen nicht tat, sondern weil die Amerikaner ihren Zugang zu den Ölfeldern des Zweistromlandes gefährdet sahen? Nein, ein solches Verfahren gab es nie! Prozessiert wird nur gegen diejenigen, welche die Lumpen beim Namen nennen, die aufzeigen, wie solche Verbrechen noch von höchster Stelle gedeckt werden. Dass das so ist, wird durch nichts so deutlich untermauert, wie durch die harte Verfolgung der „Whistleblower“. Wer nichts verbricht, braucht keine Enthüllung zu fürchten. Wer aber genau weiß, was er auf dem Kerbholz hat, der versucht, seine Untaten zu verschleiern, koste es, was es wolle. Hatten die Nazis mit ihren Vernichtungslagern nicht dasselbe gemacht?

Wir Deutschen aber sollten uns überlegen, ob wir den Amerikanern noch länger hinterherhecheln wollen mit unserem pseudoamerikanischen Getue und Gebaren in der Wirtschaft, der Öffentlichkeit, dem täglichen Miteinander.

Vor ein paar Tagen ließ sich ein Mann in den Mittfünfzigern beim Brandenburger Dänischen Bettenlager ein Seil aus, um eine Ladung zu vertäuen. Er fragte die Verkäuferin, „wieviel time“ sie ihm gäbe, das Seil zurückzugeben. Der Dummschwätzer ist wahrscheinlich Anfang der Sechziger geboren worden. Das zeigt, wie tief der zu differenziertem Denken unfähige Durchschnittsdeutsche schon im amerikanischen Hintern steckt.

Wir hätten Grund zur Dankbarkeit gegen die Amerikaner, weil sie uns vom Faschismus befreiten? Das waren die Russen. Sie hätten uns die Demokratie gebracht? Uns Ostelbiern nicht. Sie haben uns nach dem Kriege durchgefüttert? Auch dafür brauchen wir Ostelbier keinen Knicks zu machen. Bei uns haben sie nur ihren Mist abgeladen in Form ihrer geistlosen Unkultur, ihrer Ballerfilme und ihrer schnoddrigen, dummdreisten Art, die besonders bei der „coolen“, minderwertigkeitsbehaferten Jugend großen Anklang fand und leider immer noch findet. Uns haben sie seit Jugoslawien in beinahe jedes ihrer militärischen Abenteuer mit hineinzuziehen versucht, nach dem Strickmuster, das schon Peter der Große erfand, als er alle seine Bojaren zwang, die aufständischen Strelitzen zu köpfen. Verantwortung verteilen nennen sie das. Schuld verteilen nennen wir das.

Wir sollten uns abnabeln. Wir schulden ihnen nichts mehr. Was sie aber uns gegenüber für historische Verpflichtungen haben, das haben sie erfolgreich verdrängt und ad acta gelegt. Sie sind die Größten..., zumindest die mit der größten Klappe. Sie sind bigott und hinterwäldlerisch fromm. Sie schwören auf den Kreationismus mit dem geladenen Colt in der Hand. Sie begehen ein Verbrechen gegen das Völkerrecht nach dem anderen und schützen die Straftäter aus den eigenen Reihen, während sie sich damit brüsten Saddam an den Galgen gebracht zu haben. Wer hat je Henry Kissinger auch nur danach

gefragt, welchen Anteil er und seine Leute am Putsch gegen Allende hatten? Der deutsche Altkanzler Helmut Schmidt, der im Geruch der altväterlichen Weisheit steht, nennt Kissinger einen Freund? Pfui Teufel! Wir hätten mehr von dem alten Hanseaten erwartet, der doch sonst als moralische Institution und global gebildeter Politiker gilt.

Lynndie England und ihre Spießgesellen wurden nur auf internationalen Druck abgeurteilt, weil den Yankees das blanke Ohrensauen kam, wenn sie dabei dachten, wie die arabische Welt angesichts der Bilder von Abu Ghraib reagieren musste. Doch selbst die offensichtlich geistig zurückgebliebene England kam schon nach anderthalb Jahren wieder auf freien Fuß. Zu drei Jahren aber war sie verknackt worden. Selbst bei diesen drei Jahren blieb das Gericht unter den Forderungen der Anklage. Nachtigall, ick hör dir trapsen...!

Hätte es die Bilder nicht gegeben, mit denen sich diese spätpubertierenden Bestien gegenseitig hochschaukelten, der intellektuell retardierten England wäre nie auch nur das geringste geschehen. Dieses elende Handeln der amerikanischen Militärs hat Methode.

Sie wollen das so, genau so! Lynndie-Girl ging in den Bau, nicht weil sie Iraker folterte, sondern weil sie sich erwischen ließ. Sie brummte, nicht weil sie irakischen Opfern, sondern amerikanischen Tätern schadete – ihren Vorgesetzten bis hinauf in die Generalität und ins State Department nämlich.

Doch die Zeiten haben sich geändert: Nun geht auch niemand mehr von den GIs in den Kahn, weil er an vor aller Welt dokumentierten Kriegsverbrechen und blankem Mord an Kindern und Wehrlosen teilnahm. Im post-Rumsfeld-Pentagon sagt man sich: Ist der Ruf erst ruiniert, lebt sich's gänzlich ungeniert.

Aber warum, Deutschland, warum krauchst du diesen Lumpen noch hinterher? Welche Faszination üben diese kulturlosen Großschnauzen auf dich aus, bleiche Mutter? Warum machst du dich nicht stark für die wenigen Amerikaner, die es verdienten, dass man sich für sie einsetzt?

Für Bradley Manning, beispielsweise? Warum lässt du es zu, dass seit sechzig Jahren dein höchstes Kulturgut, deine Sprache, so misshandelt wird, wie die Iraker in Abu Ghraib und die Gefangenen von Guantanamo Bay?

Schade, wir hätten den Mann vor dem Brandenburger Dänischen Bettenlager ansprechen sollen. Auf englisch selbstredend. Mit großer Sicherheit wäre dem Dummschwätzer nach wenigen Worten die Puste ausgegangen.

Besieht man sich im Gegenzug die skandinavischen Länder und Holland, so stellt man fest, dass deren Bewohner im allgemeinen ein sehr gutes Englisch sprechen und trotzdem zwischen dem Englischen und ihren Muttersprachen sorgfältig zu unterscheiden wissen.

Sind wir denn die einzigen rückgratlosen Arschkriecher auf dem alten Kontinent? Es ist nichts Ehrenrühriiges, einem vorbildlichen Staatswesen zu folgen. Insofern mag die Sympathie für die Amerikaner nach den deutschen Erfahrungen mit dem Dritten Reich durchaus gerechtfertigt gewesen sein. 1945 gab es für die Deutschen nur eine Blickrichtung, egal wohin sie den Kopf wandten: von unten nach oben. Selbst die stalinistische UdSSR rangierte gemessen am Dritten Reich auf einer höheren Zivilisationsstufe. Aber die Dinge haben sich grundlegend geändert. Wir sehen klarer. Die rot-weiß-blauen Kaugummi-Widerkauer sind die übelsten Wahlbetrüger

und Diktatoren. Nicht, dass es nicht noch kränkere Typen gäbe. Nordkorea wäre da beispielsweise zu nennen oder die lateinamerikanischen Schlichterdiktaturen der Siebziger und Achtziger des letzten Jahrhunderts von Amerikas Gnaden. Aber niemand hat soviel Einfluss wie die U.S.A. und darum eine so immense Verantwortung, auf die sie Tag für Tag einen großen Haufen scheißen! Sie demaskieren sich offenkundig als Verbrecher! Wikileaks hat es doch anhand ihrer eigenen Dokumente nachgewiesen! Nach My Lai, Guantanamo und Abu Ghraib haben sich die heilsbringenden Amerikaner so desavouiert, wie das Empire nach den Massakern von Amritsar und Peshawar, seinen Prügelorgien gegen Gandhis Satyagrahas oder die Grande Nation während des algerischen Befreiungskampfes.

Mit der Anklage Bradley Mannings haben sie sich endgültig die letzte Maske von der fiesen Fratze gerissen. So sind sie wirklich. Übler als alle Aliens, Zombies und Iwans, die je über ihre Leinwände geisterten. Jetzt, da sich die U.S.A. auf einer unaufhaltsamen wirtschaftlichen und politischen Talfahrt befindet, jetzt, da sie zu spüren beginnen, dass ihre Zeit abgelaufen ist, da werden sie noch brutaler, noch bestialischer, noch verlogener.

Sie schlagen um sich wie ein waidwundes Tier und haben als ihr historisches Erbe der Welt doch nicht viel mehr anzubieten, als eine gnadenlose Verrohung der Menschen in allen Ländern, in die ihr Arm reichte. Sie verherrlichten mit ungezählten Filmexplosionen und Autojagden ihre Unstete und ihren Hang zu Krawall und Feuerwerk. Sie priesen das Recht des Stärkeren, des Schnelleren und des Gewissenloseren.

Verfügte ein Mann über solch zweifelhafte Qualitäten, so avancierte er im amerikanischen Bewusstsein trotz aller Untaten zu einem Heroen. Billy the Kid, Bonnie und Clyde, Al Capone, Ma Barker... alles Schwerstkriminelle – alles amerikanische Helden. Sie stehen stellvertretend für ihr Land und das Bild, das es so gerne von sich selbst zeichnet. Die Chinesen und Japaner, die einen Weg der Kultur, des Zen und des Tao entwarfen, galten diesen Schwachköpfen nur als gelbe Affen.

Die Fernseh-Serie Kung Fu aus den Siebzigern des letzten Jahrhunderts illustrierte den Zusammenprall dieser beiden diametralen Wesenheiten anschaulich. Die Produzenten dieses Epos konnten in Amerika aus dem Vollen schöpfen – denn genauso sind sie, bis hinauf in den Kongress, den Senat und das Weiße Haus.

Es soll uns nicht weiter kümmern. Die Amerikaner sind, wenn nicht morgen, so doch spätestens übermorgen Geschichte. Es darf uns nicht weiter kümmern, wenn wir uns nicht dem Vorwurf aussetzen wollen, dümmel als jede Ratte zu sein. Die schlauen Nager wissen nämlich, wann es Zeit ist, einen sinkenden Seelenverkäufer zu verlassen.

Wenn die Bundesregierung aber noch soviel Mumm und Ehre im Leib hat, dann soll sie für den Bradley Manning tun, was sie für so viele arme, vom Kommunismus geknechtete Landsleute jahrzehntelang tat: Sie soll ihn freikaufen und ihm hier Asyl gewähren.

Das wäre eine Geste von Anstand, die dem deutschen Namen vor allem in der arabischen und der Dritten Welt wieder Wohlklang verleihen würde. Den werden wir bald dringender brauchen als wir die Zocker von der Wallstreet je nötig hatten.

Es wäre zudem ein Schritt zurück zu unserer verloren gegangenen Selbstachtung, die sich so deutlich aus dem Munde jenes Kunden des Dänischen Bettenlagers artikuliert. Doch das wird wohl eine heillose Träumerei bleiben. Maschallah

Der Neue will's wissen

Nordkoreas jüngster Kim-Spross Kim Jong-un lässt die Muskeln spielen

David Katz

Das läuft wie nach dem Drehbuch: Wenn ein Staatswesen lange genug Misswirtschaft getrieben hat, weil sich seine Oberschicht hemmungslos bereichert, von Nationalökonomie nichts versteht und das Volk nur als hirnlose Sklaven hält – bricht irgendwann der Hunger aus. Geht es aber an die nackte Existenz, dann werden auch die primitivsten Amöben, auf deren Niveau das nordkoreanische Volk mittlerweile heruntergebrochen wurde, rebellisch. Dann geht's ans Eingemachte. Es gibt quer durch die Geschichte prinzipiell nur einen Weg, die drohende Eskalation kurzfristig noch einmal abzuwenden: Hilft aller Terror nach innen nicht mehr – und der nordkoreanische Terror setzt wirklich Maßstäbe des Grauens, wie das Beispiel des Shin Dong-hyuk eindrucksvoll beweist – dann muss eben der äußere Feind von den inneren Problemen ablenken.

Das 24-Millionen-Volk der Nordkoreaner, das sich eine nach Millionen Soldaten zählende Armee leistet, steht mit dem Rücken an der Wand. International ist das mörderische Regime seit langem isoliert. Nur China hält noch einigen Kontakt zu den roten Feudalherrschern von Pjöngjang. Schon lange feilten die Nordkoreaner an einer Atomwaffentechnik – denn was nutzt ihnen eine Armee mit einer Millionen Soldaten, wenn die selbst am Verhungern sind und keinen Kraftstoff haben um auch nur einen Panzer aus der Kaserne zu bewegen? Im Übrigen ist die Zeit der großen Heere längst abgelaufen. Militärisch gesehen sind sie unbrauchbare Anachronismen. Bewaffnete Konflikte werden mit überlegener Technik und wenigen Spezialisten ausgetragen.

Doch die kann sich das gebeutelte Land schon lange nicht mehr leisten. Also ärgern sie den Süden in der wahnwitzigen Hoffnung, Seoul könne im Verbund mit den U.S.A. zurückschlagen und somit China auf die Seite des kleinen Verbündeten ziehen, das dann zumindest erst einmal die militärischen Probleme zu lösen in der Lage wäre. Dieser Logik folgend beschießen die Nordkoreaner südkoreanische Kriegsschiffe in Seegebieten, in denen der Verlauf der Demarkationslinie angeblich strittig ist. Nun wurde von der nordkoreanischen Volksarmee eine südkoreanische Insel Yonpyong mit Raketen beschossen. Einer Kriegserklärung bedarf es nicht: Die beiden Staaten befinden sich nach wie vor offiziell noch immer im Kriegszustand – der Koreakrieg endete so gesehen bis auf den heutigen Tag nicht. Was passiert, wenn Südkorea besonnen bleibt?

Wie weit müssen sich die dem Kim-Clan hörigen Paladine noch aus ihren Löchern wagen um ihren Amoklauf zu für sie brauchbaren Ergebnissen zu führen? Die Archäokommunisten mit dem feudalistischen Gesellschaftsaufbau brauchen dringend Ergebnisse! Immer wieder sickern Berichte von meuternden Offizieren durch, die dann als Abschreckung auf nordkoreanischen Kasernenhöfen bei lebendigem Leibe verbrannt oder anderweitig bestialisch zu Tode gemartert werden. Der nordkoreanischen Führungsclique steht das Wasser definitiv bis zum Halse.

Es muss etwas passieren. Von der nationalsozialistischen Verbrecherbande, die das Dritte Reich regierte, wissen wir, dass solche Leute ohne zu zögern bereit sind, die Welt mit in den Abgrund zu reißen, wenn es ihnen unweigerlich ans Leder geht. Haben sie verspielt, so hat auch niemand anderer das Recht, weiterzuleben. Wozu auch? Jeder, außer ihnen war doch nie mehr wert als ein Einzeller. Und – was mit ihnen geschieht, wenn ein Umsturz Erfolg hat, können sich diese Lumpen an zehn Fingern abzählen.

Sie werden es auch am Fernseher verfolgt haben, wie die roten Vampire Nicolae und Elena Ceaucescu an einer Wand zusammensackten, als sie von den Maschinenpistolen der Aufständischen durchsiebt wurden. Sie werden die Bilder nicht vergessen haben, die Honecker zeigten, wie er durch die Welt gehetzt wurde, so, wie er selbst einst das Vieh bei seinen Staatsjagden durch die Wälder der größten DDR der ganzen Welt jagte. Dass das koreanische Volk mehrheitlich seine Peiniger trotz aller erzwungenen Lippenbekenntnisse hasst wie die Pest, ist ihnen völlig klar. Daran kann auch keine Indoktrination und kein noch so verbrecherischer Terror nach innen etwas ändern. Woher wir das wissen? Wer in einer insuffizienten Diktatur groß geworden ist, verfügt wohl über einige diesbezüglicher Kompetenzen.

Doch was soll man tun? Das nordkoreanische Volk zu infiltrieren, dürfte kaum möglich sein. Die Politik der Autarkie hat nicht nur die internationale Isolation befördert, sondern auch die absolute Selbstabschottung dieses Systems. Ein Präventivschlag wie in Afghanistan oder dem Irak kann nur erfolgen, wenn Peking diese Attacke absegnet.

Und das werden die roten Mandarine kaum tun. Denn sie können neben Japan und Taiwan keinen weiteren amerikanischen Vorposten vor der Haustüre gebrauchen. Also müsste man sie dazu bewegen, diesen Schlag selbst zu führen. Dagegen sprechen gleich mehrere Gründe. Nur zwei davon seien hier genannt: Obwohl einem Turbokapitalismus verhaftet, predigt Rotchina noch immer den Kommunismus.

Ein sich ebenfalls kommunistisch gebendes Land zu überfallen um es zu befreien um dann zusehen zu müssen, wie es sich im Anschluss mit dem kapitalistischen Süden wiedervereinigt, würde etwas paradox klingen. Zweitens könnte Peking immer scheinheilig auf Tibet verweisen und sagen: „Ihr regt euch bis heute darüber auf, dass Lhasa eine chinesische Provinzhauptstadt geworden ist und jetzt schickt ihr uns selbst in ein Nachbarland, das uns nie angegriffen, uns nie etwas getan hat, und zu dem wir beste Beziehungen unterhalten? Was soll das?“

Den Teufel werden sie also tun. Ein zuverlässiger Indikator dafür ist, dass China nach wie vor Flüchtlinge aus Nordkorea in ihre Heimat ausliefert, wo sie zur Abschreckung nicht selten öffentlich hingerichtet werden.

Die Welt hingegen wäre gut beraten, die nordkoreanische Entwicklung mit aller Sorge zu beobachten. Denn, wenn die Kerle eine Atombombe besitzen, werden sie bald so unter Druck stehen, dass sie gar nicht mehr anders können, als sie einzusetzen. Welche Kettenreaktion aber eine nukleare Kriegsführung zum Nachteil der Weltzivilisation nach sich ziehen könnte, braucht wohl hierorts nicht weiter ausgeführt zu werden.

Und doch können wir kaum etwas anderes tun, als hoffen und beten, dass es irgendeiner mutigen Truppe von Offizieren gelingen möge, einen erfolgreichen Staatsstreich umzusetzen. Selbst das, was zu einer weiteren Destabilisierung der Region führen würde, wäre immer noch brandgefährlich. Wenn der deutsche Michel in der Vorweihnachtszeit Angst vor islamistischen Anschlägen hat, dann hat er keine Ahnung, woher ihm wirklich größte Gefahr droht.

Die fanatischen Mullahs sind zahnlose Papiertiger im Vergleich zu den Verrückten in Pjöngjang, die ihre eigene Brut auf Schweizer Internate senden, während das eigene Volk beim Massentanz mit bunten Tüchern im Stadion verhungert. Die Deutschen sollten sich von der schieren Größe der eurasischen Landmasse, an deren anderem Ende die koreanische Halbinsel liegt, nicht zu sehr in Sicherheit wiegen lassen. Es könnte ein böses Erwachen geben.

Die spinnen, die Römer...

Berlusconi bleibt im Amte

Don M. Barbagrigia

Harald P., Kriegsveteran der deutschen Westfront und nachmaliger hochrangiger Bundesbanker, sagte einmal bei einem abendlichen Gespräch vor dem Kamin in privatem Kreise: „Wer einen Italiener zum Freund hat, der braucht keine Feinde mehr.“ Das war sicherlich sehr sarkastisch und trifft beileibe nicht alle Töchter und Söhne der italienischen Nation. Ruft man sich aber Joseph Hellers Jahrhundertroman „Catch#22“ ins Gedächtnis und Hellers brillante Schilderungen der italienischen Mentalität, dann weiß man zumindestens, dass die Ansicht des Harald P., der im Entlassungsdienstgrad eines Obersten diente, nicht ganz aus der Luft gegriffen war.

Nun mögen treue Leser des Landboten, die wissen, dass durch die Redaktion ihres Blattes auch nach acht Jahrhunderten noch immer ein staufertreuer, ghibellinischer Geist weht, sagen: „Ja, ja, ihr, deren Kaiser in Palermo begraben ist, habt immer noch einen Rochus auf die lombardischen Pfeffersäcke, auf die oberitalienischen Städte, die zusammen mit dem verhassten Vatikan einen stets stänkernden Riegel zwischen eurem Norden und dem kornreichen Sizilien bildeten. Ihr könnt ja gar nicht objektiv gegen Italien sein, das prinzipiell nur noch aus dem Norden regiert wird und Sizilien in das mafiös durchseuchte Armenhaus Europas verwandelt hat!“ Das mag wohl sein.

Zumal es auch der Norden war, der Silvio Berlusconi ins Amt verfrachtet hat und jetzt, nachdem der Stiefel des Abendlandes mittlerweile in der ganzen Welt blamiert ist und selbst die Kaiser-Pinguine im Königin-Maud-Land über dieses Volk lachen, neuerlich versagt hat, Don Silvio aus dem Amte direkt ins wohlverdiente Gefängnis zu befördern. Was der Mann Italien angetan hat, erfüllt doch gewiss schon den nach internationalen Maßstäben anerkannten Straftatbestand des Hochverrates. Dabei sind es nicht einmal die Affären des Multimilliardärs mit immer jüngeren blondierten Gaken, die vielen rechtschaffenden Italienern die Zornesröte in Gesicht treiben. Es ist das „System Berlusconi“, die weiße Fahne des Staates Italien vor der Mafia, die nicht nur die Nationalökonomie der Römer in den Ruin treibt, sondern auch das Land im Chor der Staatengemeinschaft bis zum Erbrechen diskreditiert. Wer will denn noch einem Staate leihen, wenn er diesen fest in den Händen einer kriminellen Organisation weiß!

Berlusconi wurde vor einem Jahr von einem 42jährigen Irren das Alabaster-Modell des Mailänder-Domes ins Gesicht geworfen. Die Tat ist zu verurteilen und sie besaß auch keine Nachhaltigkeit. Dennoch scheint der Attentäter nicht ganz so verwirrt gewesen zu sein, wie es dargestellt wird. Immerhin war er wohl im Moment des Wurfes bei klarem Verstande gewesen. Denn diese Tat spiegelt die Wut des ehrlichen Volkes. Weder der große noch der kleine Mailänder Dom können die Probleme Italiens lösen, nicht auf dem Mailänder Domplatz und nicht zwischen den Kieferknochen Silvio Berlusconis. Das kann nur eine geregelte, rechtsstaatliche Ablösung des Ministerpräsidenten leisten, der sich selbst in Anlehnung an Orwells Farm der Tiere schon mal launig als gleicher bezeichnet, als es die anderen seien.

Warum aber erwiesen sich die Italiener am 14. Dezember 2010, ein Jahr und einen Tag nach dem Dom-Wurf von Mailand als noch immer unfähig, sich des verhassten Mannes zu entledigen? Das Misstrauensvotum bot alle Möglichkeiten. Es schlug knapp fehl. Es heißt, Berlusconi hätte die Abgeordneten die über sein Schicksal bestimmten, gekauft. Diese Erklärung

ist nun in zweierlei Hinsicht interessant: Zum ersten wird deutlich, wie sehr das „System Berlusconi“, das auf Korruption und machiavellistischer Regierungsführung fußt, schon selbst das Hohe Haus des parlamentarischen Italien infiltrierte. Der äußerst dünne Vorteil, den Don Silvio erzielen konnte, zeigt aber auch, wie die Machtbasis Berlusconis zusammenschmilzt. Denn offensichtlich reichte nicht einmal der immense finanzielle Einsatz, den Berlusconi ohne Zweifel leistete um möglichst viele Volksvertreter zu ködern, dazu, ihm einen komfortablen Vorsprung zu sichern.

Das lässt schon hoffen. Aber – die Zeit läuft und jeder Tag, an dem König Silvio noch das Zepter in der Hand hält, bringt den südlichen Teil des Heiligen Römischen Reiches näher an den Abgrund. Der Sturz Italiens aber ginge auch die Länder nördlich der Alpen etwas an, denn sie teilen alle gemeinsam einen sehr sensiblen Schatz, der seit der jüngsten Vergangenheit bereits durch die Hellenen, Portugiesen, Iren und Spanier gefährdet wird: Europa und den Euro.

Das bedeutet, bei aller lächelnden Akzeptanz der Dolce-Vita-Mentalität der Italiener muss Europa nunmehr begreifen, dass das System Berlusconi ein Virus ist, der das Potential birgt, Europa, den einst weltbeherrschenden Subkontinent Eurasiens, zum alten, kranken Mann der Welt zu machen. Es gilt also, alle Kräfte zu stärken, die Berlusconi aus dem Amt entfernen wollen. Wenn das nicht anders geht, als mit europäischen Steuergeldern italienische Abgeordnete zu schmieren – dann sei's drum. Den Italienern, vornehmlich aber den Lombarden sei ins Stammbuch geschrieben: Wer einen Berlusconi zum Freund hat, der braucht keine Feinde mehr. Und das unterschreiben wir mit vollem Namen.

Etikettenschwindel

Jobcenter ohne Jobs aber mit neuem Namen

Kotofej K. Bajun

„Mensch, Bajun, seien Sie froh, dass Sie für den Landboten arbeiten“, raunzte der Chef neulich über den Tisch. „Nennen Sie mir ein einziges anderes seriöses Blatt, dass Ihnen derart libertär Ihren oft recht provokanten und absolut nonkonformen Wortgebrauch durchgehen ließe! In Berlin ist es die Stalinallee, obwohl sie den Vater der internationalen Arbeiterklasse für einen überwiesenen Jahrtausendverbrecher halten; über die Gleise rollen die Züge der Reichsbahn durchs Reich; die Industrie bildet Lehrlinge aus und keine Azubis und so weiter und so weiter! Die offizielle Sprachregelung interessiert Sie einen Dreck, was?“ „Nun, deshalb arbeite ich ja für den Landboten“, gab ich süffisant zurück, „des Gehaltes wegen ganz gewiss nicht.“ Bei Nennung des Wortes „Gehalt“ paffte der Alte verdrießlich in seine Pfeife und machte sich, geschützt von der Qualmwolke von dannen.

Generationen von Menschen aller Couleur haben mir immer wieder Vorschriften zu machen versucht, wie ich einen Gegenstand politisch korrekt zu benennen habe. Spätestens als ich dessen gewahr wurde, dass ein und dieselbe Sache ihre Bezeichnung schneller zu wechseln begann als ich meine Krawatten, wurde mir die Sache unangenehm. Die Frage drängt sich vehement auf, wozu das Not tut. Die Kommunisten lehrten einst den jungen Bajun: Wenn wer was macht oder sagt, stelle zuerst die entscheidende, für eine sichere Analyse unentbehrliche Frage: Qui bono? Wer trägt einen Nutzen davon? Ja, wem nutzt es, wenn Kinderkrippen und Kindergärten mit einem mal nicht mehr Kinderkrippen und Kindergärten heißen dürfen sondern

Kindertagesstätten? Und damit es auch schön bescheuert klingt: KiTa. Versonnen blättere ich in meiner Handausgabe der LTI des großen Viktor Klemperer. Viele Antworten gab der hochgebildete Dresdner. Was aber hätte er hierzu gesagt?

Das hier verkauft sich offiziell als Demokratie und bestreitet mit vollem Herzen eine Diktatur zu sein, gleichwohl jedem Trottel seit der letzten Finanzkrise klar sein müsste, was die Bolschewisten seit jeher predigten, nämlich, dass es sich bei den westlichen Demokratien um Diktaturen des Finanz-, sie sagten damals Monopolkapitals, handelt und die Parlamente, allein schon durch den sie zerfressen habenden Bazillus des Lobbyismus bedingt, zu Schmierentheatern verkommen sind. Verbindliche Sprachregelungen und -vorschriften, gepaart mit häufig wechselnden Bezeichnungen aber sind symptomatisch für Diktaturen, nicht für Demokratien!

Mit dem neuen Jahr fand eine neue, sündenteure Namensänderung statt: Die Einrichtungen, die das Arbeitslosengeld II und die Sozialhilfe verwalten, heißen nunmehr „Jobcenter“! Na, das ist doch mal ein Kracher! Früher hießen sie bezeichnenderweise „ARGE“, was eine Abkürzung des Begriffes Arbeitsgemeinschaft darstellte. Arbeitsgemeinschaften gibt es viele. Man nennt sie auch in wohligem Gleichklang mit finanziell meist sehr potenten Aktiengesellschaften kurz AGs. Da organisieren sich Philatelisten, Numismatiker, Vogelkundler und Schmetterlingssammler. An den Ganztags-Schulen gibt es AGs für Sprachen, Lego-Robotik, Mangazeichnungen... Was für eine Arbeitsgemeinschaft war das also, an die sich die Hartz-IV-Empfänger wenden mussten, um ihre paar Kröten für den nächsten Monat abzufassen?

Eine AG, die gescheiterte Existenzen sammelte? Das klingt böse, das klingt arg – also kürzte irgendein hirnrissiger Profi diese AG zu ARGE ab. Bei dem feinsinnigen Wortschöpfer handelte sich mutmaßlich um den Vollpfosten, der seinerzeit der Automobil-Marke Mitsubishi den Typennamen „Pajero“ unterjubelte. Ganz schlecht fürs Geschäft im sonnigen Spanien. Bedeutet Pajero dort doch „Wichser“. Und das im Lande der Machos und Hidalgos, der Draufgänger, der Welt- und Señorita-Eroberer. Die sollen nun einen Wagen fahren, der ihnen attestiert, dass „sie die Sache allabendlich selbst in die Hand nehmen müssen.“

Naja, bei denen heißt er ja nun „Montero“. Bei den armen Inselbriten nennt man das Gefährt übrigens „Shogun“, was ihrerseits die Samurai auf den Plan rufen sollte: Ihr oberster Kriegsherr ein selbstbefriedigender Spanier? Das ist ein handfester Grund für eine durchaus gerechtfertigte Kriegserklärung... die sich allerdings gegen den heimischen Automobilkonzern richten müsste... Wenn es also nicht dieser Wortschöpfer war, so doch zumindest einer vom selben Kaliber. Denn ARGE ist ja wohl durch die klangliche Nähe zum uralten deutschen Wort „arg“ mehr als negativ konnotiert. Das Schlimme ist, denen, die vor den Schaltern der ARGE anstanden, langte das Wasser in den allermeisten Fällen wirklich bis zum Halse! Sie waren „arg“ dran.

War es diese weise Erkenntnis, welche die Macher bei denen ARGES veranlasste, zum Jahreswechsel auch gleich den Namen zu wechseln? Wir wissen es nicht. Was wir aber wissen, ist, dass diese Umbenennung wiederum Millionen verschlingt. Neue Briefbögen müssen her, neue Stempel, neue Ausschreibungen – das alte Brimborium muss vernichtet werden. Von all diesem Geld – dessen sind wir uns sicher, hätte man einigen der armen Teufel ein nahezu fürstliches Arbeitsleben bieten können, zumindestens denen, die gerne arbeiten würden und nicht können, weil ihre Gesundheit oder der Markt das nicht zulassen.

Wir wissen also nicht, was die ARGE bewog, das Etikett zu ändern. Auffällig aber erscheint uns der Fakt, dass viele Bankrotteure, die gestern Insolvenz anmeldeten, kurioserweise morgen schon mit neuem Firmennamen, aber mit der selben personellen Besetzung wieder präsent sind. Bekannt ist auch, dass vielen deutschen Kommunen finanziell das Wasser bis zum Halse steht und sie nicht mehr wissen, wie sie ihre Ärmsten über Wasser halten sollen. Die Kommunen aber sind ein gewichtiger Teil jener Arbeitsgemeinschaft, die nun wie der Clown aus der Torte mit dem schlecht klingenden Namen „Jobcenter“ auf die Bühne hopst.

Warum eigentlich „Jobcenter“? Macht der Chirurg einen Job? Gnade uns Gott, wenn er es tut! Macht der Architekt einen Job? Na, dann beten Sie mal, bevor sie über den nächsten Brückenneubau fahren! Macht der Anwalt einen Job? Dann hilft Ihnen auch keine noch so teure Rechtsschutzversicherung mehr. Macht der Lehrer einen Job? Dann wundern Sie sich nicht, warum ihr Spross noch blöder aus der Schule heimkommt, als er morgens hineinging. Nein, der Tagelöhner macht einen Job! Die anderen üben Berufe aus, manch guter Lehrer, manch guter Arzt sogar eine Profession. Die ehemaligen ARGEs heißen nun aber mal nicht Berufsvermittlungsanstalten.

Sie heißen „Jobcenter“. Warum? Weil die ganze Welt englisch spricht und nun nach Deutschland strömt um Spargel zu stechen? Wem nutzt es? Qui bono? Nun, es nutzt denen, die genau wissen, an wen sich diese dingliche Bezeichnung richtet. Adressat ist das moderne Lumpenproletariat, das von Proletensendern wie Proll 7 und RTL 2 dermaßen weichgekocht und mit amerikanischem Müll überfrachtet wurde, dass es diesen bereits als die einzig existierende Realität begreift.

Mit einer Arbeitsvermittlung könnten diese Leute nichts mehr anfangen. Kommen sie aber in ein Jobcenter, dann wissen sie gleich, worum es geht: Für einen Euro pro Stunde dürfen sie Plastikmüll von den Straßen kehren und sich von den Schulkindern beleidigen lassen. Für drei Euro die Stunde dürfen sie sich von den modernen Schindern, den Zeitarbeitsfirmen ausbeuten lassen, dass die Schwarte kracht. Auf dass die nächste Nürnberger Statistik jubelnd die Vollbeschäftigung verkünde.

Eine Vollbeschäftigung, die nicht minder verlogen ist, als die Bezeichnung „Jobcenter“. Denn was ist ein „Center“ oder zu deutsch „Zentrum“? Es ist eine Mitte, ein Zusammenballung von Energie und Materie. Wenn etwas garantiert innerhalb des gesetzten Kreisumfanges zu finden ist, dann hier! Und da haben wir den Etikettenschwindel. Existieren Jobs in garantierter und ausreichender Menge in diesem Zentrum? Mitnichten!

Ja doch, ja doch – Arbeit gibt es genug – nur eben keine bezahlte! Führt das Jobcenter die Mehrheit seiner Klienten in ein Berufsleben zurück? Wir lachen Tränen und es ist gut, dass wir den Text auf einem Rechner schreiben – Papier wäre spätestens jetzt nicht mehr zu gebrauchen.

Für Berufe und Berufungen gibt es „Headhunter“. Ja, sie haben richtig gehört: „Headhunter“! Das sind Kopfjäger. Sie schrecken zusammen? Nicht doch. Seien Sie doch nicht so verdammt gebildet, auch wenn Sie Landboten-Leser sind! Wir sprechen nicht von den malaiischen Urvölkern auf Borneo, welche die Köpfe ihrer Gegner mit dem Hieb einer Machete vom Rumpfe trennten um sie daheim zu Schrumpfköpfen dekorativ umzugestalten.

Dieser weitere unsägliche Amerikanismus zielt auf den Inhalt der noch nicht vom Proll-7-und-RTL-2-Konsum geschrumpften Köpfe ab: Leistungsfähige Hirne. Man will sie nicht in Spiritus haben, sondern kauft sie im geschürten Paket mit Komplettausstattung, also Leib und Seele inbegriffen. Den verblödeten Hirnmassen sind die „Jobcenter“ – (oder heißen sie am 1. Januar

2012 schon „Hutracustis“, Abkürzung und Diminutiv für „human trash custodians“) – vorbehalten. Für die leitenden Mitarbeiter und die Politiker, die diesen Schwachsinn aushecken und damit regelmäßig Steuermilliarden verplempern, stehen die Headhunter Gewehr bei Fuß. Irgendwo dazwischen eiern die Agenturen für Arbeit umher, die früher einmal Arbeitsamt hießen. Aber das ist schon wieder eine andere Geschichte.

Fair Game – wirklich?

Amerikas halbherzige Abrechnung mit der eigenen Schuld

von B. St. Fjollfross

„Fair Game“ heißt der neueste Streifen des Regisseurs Doug Liman aus den Vereinigten Staaten von Amerika. Erneut wird der Überfall der U.S.A. auf den Irak zum cineastischen Thema erkoren. Allein das verspricht interessant zu werden. Nicht, dass wir etwas dagegen haben, dass die Supermacht unter der Rigide von George W. Bush jun. seinerzeit Hussein und seine Baath-Partei beseitigt hat. Ganz im Gegenteil! Dieser Wahnsinnige und seine Mörderbande mussten von der Bildfläche verschwinden! Aber mach das mal der Weltöffentlichkeit klar! Da könnte ja jedermann zu jeder Zeit in viele Länder der Welt einmarschieren.

Halb Afrika würde nach einer Invasion brüllen. Nord-Korea müsste noch heute überfallen werden und von den Zuständen auf dem amerikanischen Südkontinent wollen wir mal schweigen. Aber geht das? Soweit ist die UNO noch lange nicht, so viele governale Rechte besitzt sie nicht, es gibt keine rechtsverbindliche Verfassung für den Globus. Niemand könnte also nachvollziehbar festlegen, wer wo und wann militärisch in einem fremden Staatswesen zu intervenieren berechtigt wäre. Das ist der eine Punkt, der die Freude über den Sturz des Diktators aus dem Zweistromlande trübt. Zweites – nicht primär darum ging es dem Welt-Sherriff von eigenen Gnaden. Wo lauthals palavert wurde, dass sich dort die Irren von Bagdad mit einem Atomwaffenarsenal zu dem Zwecke eindecken, die freie Hemisphäre zu terrorisieren, ging es den USA nachweislich ausschließlich um den ungehinderten Zugang und die Kontrolle sowohl der irakischen als auch der angrenzenden Ölfelder.

So ein Desaster wie die irakische Besetzung Kuweits wollte man nie wieder erleben. Und wäre es der verlogenen Bush-Administration nur um den „illegalen“ Atomwaffenbesitz eines Staates dieser Welt gegangen, sie hätten wohl mit derselben Berechtigung schon längst mit ihren Panzern auf dem Marktplatz von Pjöngjang stehen müssen. Aber die haben kein Öl und können sich von daher in Ruhe und Sicherheit wiegen, ganz egal wie sehr sie mit ihren Terrorangriffen auf ihre südkoreanischen Brüder und Schwestern die Stabilität der Region bedrohen. Wer entscheidet überhaupt darüber, wer Atomwaffen zu Recht oder zu Unrecht besitzt? Welche ungeheure Anmaßung steckt dahinter? Israel sollte welche besitzen, obwohl ganz klar ist, dass es sich hier um eine unerklärte Atommacht außerhalb des Atomwaffensperrvertrages handelt.

Nun gut. Aber die U.S.A. selbst? England? Frankreich? Die Russen? China? Südafrika? Was ist mit Indien und Pakistan – deren Dauerkonflikt die Welt durchaus in eine nukleare Katastrophe zu reißen vermag? Kein Ami zu sehen, kein Flugzeugträger, kein Stealth-Bomber, keine Drohne... Nein, wir wissen alle, warum die Amerikaner den Wüstensturm zwischen Euphrat und Tigris entfesselt haben. Warum sie es riskierten und in Kauf nahmen, dass eine der brandgefährlichsten Regionen dieser Erde, der fruchtbare Halbmond

zwischen dem Mare Nostrum und dem Kaspisee bis zum Aberwitz destabilisiert wurde. Nur bei heillosen Narren kann es darüber noch Zweifel oder Illusionen geben. Das wollen wir an dieser Stelle aber nicht zum x-ten Male durchkauen. Wir sind der Meinung, dass die Verantwortlichen der Bush-Regierung wegen der Entfesselung eines Angriffskrieges vor das Tribunal von Den Haag gehören, um so mehr, da die Amerikaner mit den Nürnberger Prozessen selbst die Maßstäbe für eine Bewertung solcher Verbrechen festlegten.

Übertrafen sie sich in Nürnberg noch mit rührselig-demokratischem Pathos, so waren sie spätestens in Vietnam selbst die Aggressoren, die sich dem Wesen einer faschistischen Kriegsführung fatal näherten. Doch recht hat immer, wer die Macht hat und Recht ist immer das Recht des Starken. Wir wissen das seit der Antike. Die größten Mörder haben sich schon immer darin gefallen, kleine Diebe an den Galgen zu bringen, ohne auch nur eine Sekunde an den Gedanken zu verschwenden, sich gleich daneben zu hängen. Doch soll niemand glauben, wir wären geschworene Feinde der U.S.A.! Weit gefehlt. Vielleicht hauen wir gerade deshalb so drauf, weil wir noch immer das ungeheure Potential sehen, dass diesem Lande innewohnt, das sich so regelmäßig selbst vergewaltigt. Allein der Umstand, dass ein Film wie „Fair Game“ überhaupt möglich ist, unterstreicht die eigentliche, die jede Verteidigung wertere moralische Größe der U.S.A. und ihres freiheitlichen Systems hinlänglich! Gerade deshalb gilt: Auch wenn sich keine oder nur wenige juristische Konsequenzen aus den Erkenntnissen ableiten werden, die jener Streifen nun der Weltöffentlichkeit vermittelt, auf die moralische Anklagebank zwingt er die Amerikaner allemal. Und wäre eine so kritische Abrechnung mit der eigenen Regierung in einem Kino zu Bagdad denkbar gewesen, als Husseins Truppen in Kuwait standen? Eben darin liegt die wahre Stärke Amerikas begründet! Das ist das Pflänzchen, das man vor dem Verdorren behüten muss. Filme, die in der Tradition von „Missing“ stehen, machen die gute Seite der Vereinigten Staaten von Amerika aus. Trotzdem – und das ist die bedauerliche andere Seite der Medaille: Wir werden nie auch nur einen einzigen amerikanischen Truppenführer vor den Schranken Den Haags sehen, solange dem Welt-Sheriff nicht das Rückgrat gebrochen wurde, ganz egal was der GI für ein Kriegsverbrechen begangen hat. Nogeun-ri in Korea und My Lai in Vietnam sprechen Bände. Nicht nur William Calley und seine entarteten Untergebenen, sondern auch Richard Nixon und Henry Kissinger sowie General William Westmoreland hätten alleine dafür gehängt werden müssen, wenn die Nürnberger Maßstäbe einen universellen Charakter gehabt hätten, wie es der amerikanische Chefankläger so posauenengelhaft deklamierte. Sie wurden es nicht, und es sei ferne von uns, der Todesstrafe das Wort zu reden. Was wir uns von den Yankees aber zu verlangen berechtigt fühlen, ist eine ungeschminkte Begründung für ihre Taten.

Wir wollen das Geseier vom Weltfrieden und den Mächten des Bösen nicht hören, solange bei entsprechenden Militärschlägen mit zweierlei Maß gemessen wird und Interventionen nur erfolgen, wenn sie durch wirtschaftliche Interessen Amerikas gedeckt werden. Wir wollen, dass Amerika wieder glaubwürdig wird und nicht einem verlogenen Schweinehund hinterherhechelt, für den wir zu bloßen Erfüllungsgehilfen herab degradiert werden. Der Film „Fair Game“ wird dazu sicherlich einen Beitrag leisten, den wir aber nicht überbewerten wollen, solange nicht feststeht, dass er vom Weißen Haus und vom Pentagon nach Kräften unterstützt wurde. Dennoch – und das bleibt unsere Hoffnung – hilft dieser Streifen vielleicht einen Prozess anzustoßen, der in der Obama-Administration einen etwas fruchtbareren Boden vorfinden sollte: den Prozess des Umdenkens, der Neuorientierung und der Abkehr von der widerlichen und Amerika wirklich nicht zu Gesicht stehenden Fratze des nackten und kreuzgefährlichen Wirtschaftsimperialisimus.

Falls Sie nicht...

Das Arbeitsamt „lädt“ einen „Kunden“ „ein“

S. M. Druckepennig

Der Redaktion des Preußischen Landboten liegt ein Anschreiben der Agentur für Arbeit vor, das diese an ihren „Kunden 039D0xxxxx“ richtete. Das Schreiben ist mit dem Worte „Einladung“ betitelt. Einladung scheint jedoch im deutschen Sprachgebrauch ein Wort mit mehreren Bedeutungen zu sein. Wer mit dieser Art „Einladung“ beispielsweise einen Industriemagnaten zur Teilnahme an einer Wohltätigkeitsveranstaltung gewinnen wollte, bei der es Geld für eine soziale Einrichtung zu gewinnen gilt, stünde bereits auf verlorenem Posten, bevor die Tinte auf dem Einladungsbrief getrocknet wäre. Wer in diesem Tone einen verdienten Bürger zu einer Festveranstaltung bittet, auf welcher der eine Auszeichnung erhalten soll, einen Orden beispielsweise, der würde sich am nächsten Morgen bereits auf dem Abstellgleis seiner Karriere wiederfinden. Denn dieser Ton, der an die Arbeitslosen gerichtet wird, ist die Adressierung eines pommerschen Junkers an seinen Knecht. Das ist Gutsherrenart! Das ist eine Peitsche mit geschnitztem Peitschenstil. Lesen wir doch mal hinein:

„...sofern sie keine Nachteile für Ihren Leistungsbezug in Kauf nehmen wollen, sind sie verpflichtet...“;

„Mitwirkungspflicht (§§ 60 ff SGB I) ... beabsichtige ich, die Geldleistung bis zur Nachholung der Mitwirkung nach § 66 SGB I ganz – längstens jedoch für 12 Wochen - zu versagen oder zu entziehen...“;

„...auch wenn Sie Widerspruch gegen diese Meldeaufforderung erheben, sind Sie verpflichtet, der Aufforderung nachzukommen. Der Widerspruch hat keine aufschiebende Wirkung (§ 336a Satz 1 Nr. 4 SGB III). Kommen Sie der Aufforderung ohne wichtigen Grund nicht nach, tritt auch im Falle Ihres Widerspruchs eine Sperrzeit ein...“

„...falls Sie ohne wichtigen Grund dieser Aufforderung, bei der Agentur für Arbeit vorzusprechen, nicht nachkommen, liegt ein Meldeversäumnis vor. Das Arbeitslosengeld, Teilarbeitslosengeld oder die Arbeitslosenhilfe wird Ihnen vom Tage der Meldeversäumnis an für die Dauer von einer Woche nicht gezahlt. (Sperrzeit gem. § 144 Abs. 1 Nr. 6 SGB III). Die Sperrzeit mindert Ihren Anspruch auf Arbeitslosengeld, Teilarbeitslosengeld, oder Arbeitslosenhilfe für die Dauer der Sperrzeit (§ 128 Abs. 1 Nr. 3 SGB III)...“

„...Erfüllen Sie einer der oben genannten Voraussetzungen für den Eintritt einer Sperrzeit, so kann dies zur Absenkung des Arbeitslosengeldes II gemäß § 31 Abs. 4 Nr. 3 Zweites Buch Sozialgesetzbuch (SGB II) führen...“

Diese fünf Zitate, diese schier endlosen Aufzählungen von blanken, keulenartigen Drohungen finden sich auf nur zwei, (notabene: zwei!) DIN-A4 Seiten. Das heißt, die ganze Einladung bekäme man billig auf einer DIN-A4 Seite unter, bräuchte man nicht die zweite für die sich staccativen Ankündigungen aller Apokalypsen, die man amtlicherseits über den armen Delinquenten, pardon: „Kunden“ hereinbrechen lässt, wenn es diesem einfallen sollte auch nur ein Jota vom befohlenen Kurse abzuweichen. Denn der arme Sünder hat zu spüren! Schließlich ist er ein Leistungsempfänger, ein nutzloses, dafür jedoch wertvolle und hart erarbeitete Ressourcen vertilgendes Subjekt, ein Parasit eben, der notgedrungen durchgefüttert werden muss, weil gewisse ethische Erblasten dieses vorzeichnen. Ein solcher Umgangston degradiert die Anrede „sehr geehrte/r“, oder die Schlussformel „mit freundlichen Grüßen“ zu verlogenen und verheuchelten Makulaturen, die das Blutleere dieser Schreibung geradezu verdeutlichen. Dabei sind zwei

Dinge interessant: Zum Ersten liefern Schreiben dieser Art hervorragende Aufschlüsse darüber, wer hier an wen schreibt und auf welcher hierarchischen Stufe der Adressat wahrgenommen wird. Die Stufe, auf der man die soziale Randschicht der arbeitslosen Leistungsempfänger dem Tone der „Einladung“ folgend ansiedelt, ist eine sehr, sehr niedrige. Es ist die Sprache des altdeutschen Beamtentums dem untertanen Supplikanten gegenüber, der demütig seine Kappe in der Hand zu halten hat, den Blick gesenkt und sich artig für die Almosen verbeugend, die er von einer gnädigen Herrschaft zugeworfen bekommt.

Es ist die Herrschaftssprache einer großenwahnsinnigen Obrigkeit, einer Vollstreckerin derer, welche die Mehrheit der Arbeitslosen erst in ihre elende Situation brachten, damit sich die Gauner im Nadelstreifen selbst die Taschen mit horrenden Gehältern, Boni, Gratifikationen, Beteiligungen, Gold, Aktien, Immobilien, Renten... vollstopfen können. Als größten Treppenwitz führten sie dann, dem Prinzip der seelenlosen und eiskalten Höflichkeit und damit dem Zug der Zeit folgend, den Begriff des „Kunden“ für ihre Korrespondenz und Selbstdarstellung ein, wo sie doch eigentlich minderwertiges, weil abhängiges Gesindel meinten. Gesindel, dass man ständig im Zaume halten muss; hinter dem man her sein muss ohne es auch nur einen Augenblick aus den Augen zu lassen, dem man auf und durch die Finger sehen muss.

Und vor allem: Gesindel, dem man permanent und mit jedem zweiten Satz drohen muss. Doch sollte man dieser abstoßenden Manier der Obrigkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen: Bezeichnet ein Bundesminister die „Kundschaft“ des Arbeitsamtes mit den obengenannten Attributen, nennt er sie gar faul, versoffen und leistungsunwillig, nur listig und rege bei der Erschleichung von Leistungen zum Nachteil des steuerzahlenden Volkes, dann ist im nächsten Augenblick der Teufel los!

Dabei wird doch aus der Strukturierung unserer zitierten „Einladung“, die in Kopie auf unserem Radaktionsschreibtisch liegt, durchaus deutlich ersichtlich, dass diese Ansprache in der Wahrnehmung aller dem Minister nachgeordneten Behörden durchaus mit der Realität korreliert – anderenfalls wäre doch wohl kein Grund für diese Droh-Orgien gegeben. Anderenfalls würde es sich doch keine Obrigkeit wagen, mit ihren Leistungsempfängern in diesem Tone umzuspringen.

Der Dompteur Arbeitsamt dressiert also die arbeitsscheue, intellektuell minderbemittelte, asoziale, parasitierende und widerborstige Bestie „Arbeitsloser“, genannt „Kunde“, mit der Peitsche des Entzuges von Geldmitteln, die zum Überleben gebraucht werden. Das alles ist für uns nicht weiter verwunderlich. Wir leben zu lange in diesem Lande, als dass uns seine unsäglichen Gepflogenheiten, seine ekelregende Art mit seinen Menschen umzuspringen, nicht sehr wohl geläufig wäre.

Diese Art, auf die schon Tucholsky spuckte, sie widert auch uns an. Doch der andere Aspekt, den dieser Beitrag illustriert, der bringt uns tatsächlich auf die Palme: Diese unsäglichen und verlogenen Euphemismen, die von „Kunden“ und „Einladungen“ schwadronieren, die lassen uns rot sehen.

Denn sie sind ein unerträglicher Hohn auf die Leute, die meist schon alles verloren haben. Eine ostpreußische Gutsherrin, die ihre leibeigene Magd mit der Peitsche bis zur Bewusstlosigkeit traktiert, wird um nichts humaner, weil sie diese – um sich selbst den Anschein einer zivilisierten Dame zu geben – mit „Sie“ anspricht, während sie den Peitschenstil auf dem Rücken des Mädchens zerbricht. Ganz im Gegenteil, die Bestialität dieser Gutsherrin, deren reales Vorbild von Friedrich dem Großen übrigens eingebuchtet wurde, kommt dadurch nur noch verstärkt zum Ausdruck. Blöd ist jetzt, dass

sich die Mentalität dieser adligen Sadistin nun auf eine ganze bundesweit operierende Behörde übertragen hat, wobei auf fürchterliche Art und Weise hinzukommt, dass diese Behörde zu allem Überfluss auch noch vollständig der Emotionalität entbehrt, die der Gutsherrin wenigstens einen Rest von Menschlichkeit attestierte. Der anonymen Behörde steht nun ein anonymes Arbeitslosenheer gegenüber, dessen Individuen mit Nummern, wie sie KZ-Häftlinge tragen, entindividualisiert, entwürdigt und bis zum Zerbrechen gedemütigt werden. Sie sind Bettler, Bittsteller, Steuerauffresser, ungebraucht, überflüssig, überzählig.

Die Vertreter dieser Kaste sind nämlich nicht in der Lage, eine Bank und alle deren vertrauensvolle Anleger mit Milliarden Spekulationen zu ruinieren, oder mit riesigen Anlagebetrügereien ganze Volkswirtschaften zu kippen – diese besondere und weit verbreitete Inkompetenz macht sie wertlos, uninteressant. Sie sind eine lästige und ebenso unerwünschte wie überflüssige Biomasse.

Deshalb redet man sie an wie Dreck, droht ihnen, behandelt sie wie unmündige Gören, aber nicht wie „Kunden“, die man zu etwas „einlädt“. Der Kunde wäre König in einer Marktwirtschaft? Das mag so gelten. Nur werden jene „Könige“ von dieser Behörde nicht besser behandelt als die Zarenfamilie von den siegreichen Bolschewisten. Darüber zu reden, die Dinge bei ihrem wahren Namen zu nennen, ist ein Sakrileg – wir begehen es, wir sprechen es aus im Namen der armen Teufel, denen sonst nur bildungsfernes und unartikulierte Geschimpfe und Gefluhe bleibt. Ändern werden auch wir nichts – aber wir können es dokumentieren.

Am Ende des ersten Jahrzehntes des neuen Jahrtausends erscheinen uns die Jugendämter, die prügelnden und vergewaltigenden Angestellten der staatlichen und klerikalen Kinderheime der Bundesrepublik Deutschland der sechziger und siebziger Jahre als Verbrecher, als kriminelle Vereinigungen, denen heute harte Verurteilungen sicher wären.

Gerade eben hat sich ein runder Tisch dazu entschlossen, die Empfehlung abzugeben, Einhundertundfünfzig Millionen Euro an die Opfer dieser geistesgestörten Sadisten im geistlichen und staatlichen Habit zu zahlen. Und es hat bis zu dem Tage, als der Damm des staatlichen Schweigens dem Druck der Opfer nicht mehr standhielt, „nur“ dreißig Jahre gedauert. Der Skandal um das Berliner Canisius-Colleg brachte die Lawine ins Rollen. Das gibt uns einige Hoffnung.

Die ständige Präsenz von unterbezahlten und ausgebeuteten Sicherheitsdienst-Beschäftigten in den Arbeitsämtern ist ein deutlicher Indikator dafür, dass es dieser Obrigkeit sehr wohl bewusst ist, dass die Kommunikation zwischen ihnen und ihrer „Kundschaft“ erheblich gestört ist. Martialische Drohgesten mit der Positionierung von Sicherheitsdienstlern werden das Problem auf Dauer nicht lösen. Die kritische Lektüre einer „Einladung“ dieser Behörde durch ihre eigenen Verantwortlichen könnte ein Anfang sein. Der Anfang einer Kommunikation von Mensch zu Mensch.

Der Anfang einer Anerkennung des grundgesetzlich garantierten Anspruchs auf die Würde des Menschen, der als wahrer, als anspruchsberechtigter Kunde auf der anderen Seite des Schreibtisches sitzt, der sich als Herr X und Frau Y mit einem helfenden Dienstleister unterhält und nicht als Nummer 39D0xxxx mit einem behördlichen Androiden. Das würde eine Menge gesellschaftlichen Sprengstoffs entschärfen. Zu den Leidtragenden dieses Paradigmenwechsels zählten dann zwar wahrscheinlich als Erstes die Sicherheitsdienstleister, die sich dann wohl als „Kunden“ vor jenen Schalthern wiederfänden, die sie einst zu bewachen hatten. Kein Licht ohne Schatten. Aber der Preis wäre es wert. Ganz sicher.

Flammen im Heiligen Land

Israel brennt und auch die Palästinenser wollen löschen

David Katz

Das gelobte Land brennt. Ja, ja, wir wissen es nicht erst seit Konzelmann: Seit 4000 Jahren bereits, seit es dem Manne Avram aus Ur in Chaldäa einfiel, mit seiner nomadisierenden Sippe in Kanaan einzufallen, weil ihm sein Hausgötze oder eine Halluzination versprochen hatten, dass dort Milch und Honig fließe. Was aber wirklich seither dort floss waren Hekatomben von Blut. Und das bis in die Gegenwart.

Nun aber brennt das knapp 28.000 km² kleine Heilige Land, das klimatisch nun wirklich schon geschlagen ist, lichterloh. Nicht das Rattern der Maschinenpistolen und das Pfeifen der Kassam-Raketen, sondern das Peitschen von echten, feurigen Flammen bestimmen die fürchterliche Szenerie. Oben, im Karmelgebirge, dem Weingarten Gottes ist das Inferno ausgebrochen und frisst sich durch die Öl- und Feigenbäume, die Pinien und Zedern.

Das Volk der Juden wird ein weiteres Mal geschlagen. Doch diesmal gibt es etwas Positives zu berichten: Nicht nur viele Staaten der Welt eilen zur Hilfe, auch Deutschland sendet Helikopter, dieses Mal bieten auch arabische Staaten ihre Unterstützung an: Ägypten und Jordanien – die Nachbarn, ehemaligen erbitterten Kriegsgegner und frühen Eisbrecher im Nahostkonflikt. Assyrien und der Iran? Schön wär's! Aber davon ist der Nahe Osten leider noch weit entfernt.

Die Personalien Achmadinedschad und Assad junior stehen dem Wege, wofür sich der Shaitan ihrer annehmen möge. Dafür aber sieht man die Palästinenser auf dem Plan! Das ist das wahre Zeichen Gottes! Nicht alle, zugegeben. Die Hamas und die Hisbollah würden am liebsten Holz und Kohlen nachlegen und das Feuer am Brennen halten, bis die letzte israelische Fahne in Rauch aufgegangen ist. Doch die Offiziellen der Palästinenser meldeten sich bei den Juden und gaben ihre Absicht kund, beim Löschen unter die Arme zu greifen.

Das ist eine Sensation! Noch kein „Enemy Mine“, sicherlich... aber ein hoffnungsvoller Anfang. Das Floriansprinzip, das zwischen den verfeindeten semitischen Cousins, den Töchtern und Söhnen Isaels und Isaaks seit Jahrhunderten mit besonderer Inbrunst beschworen wurde, scheint für einen Augenblick außer Kraft gesetzt. Um Himmels willen – dieser Augenblick muss genutzt werden, weil er eine innerliche Abkehr vieler Muselmänner von ihrem unseligen Judenhass bezeugt.

Er muss gepflegt werden wie eine zarte junge Pflanze, auf dass sie eines Tages so stark und mächtig wäre wie die Zedern des Libanon. Es muss ein Ende haben mit der mörderischen Gewalt am östlichen Strand des Mittelmeers, die – und so lehrten es uns doch die Kreuzzüge eindrucksvoll – nur alle Beteiligten gleichsam hineinziehen in den Malstrom des Verderbens.

Die verheerenden Flammen sind so gesehen eine Chance – und wenn es dazu führt, dass man begreift, dass alle Menschen in einem Boot sitzen und die tradierten Hassschemata sämtlicher Vernunft entbehren – dann mag dieses Feuer im Weingarten Gottes ein Altarfeuer genannt werden, das als Opfer weitaus mehr wert wäre, als der Irrsinn, den der Verrückte Avram-Abraham vorhatte, als er seinem Sohne Isaak zu Ehren Gottes die Kehle durchschneiden wollte und sich dann doch für einen armen Hammel entschied. Großer Gott, allmächtiger Vater Israels und Schöpfer des Propheten, lass doch

unsere Juden im Heiligen Land und vor allem auch ihre muslimischen Vettern, Deine Kinder, die Dich Eli, Jahwe und Allah nennen, endlich zur Vernunft kommen, damit keiner mehr sterben muss in diesem Wahnsinn! Lass doch Deinen Weingarten wieder einen Weingarten werden, in dem es sich zu leben lohnt! Lass Dein Feuer in den Karmel-Bergen nicht umsonst gewesen sein und lass es weiter brennen in den Herzen Deiner Gläubigen aller Couleur; lass es brennen für den Frieden und die Verständigung, für Toleranz und den Ausgleich. Denn dafür, genau dafür hat sich Dein Sohn, unser Rebbe Joshua zu Jeruschalajim ans Kreuz nageln lassen, wir hätten ihn denn alle missverstanden. Amen.

Fuchs schießt zurück

Korotfej K. Bajun

Am 13. Januar 2011 verkündet der Nachrichtendienst des Internet-Portals von T-Online, dass ein von einem weißrussischen Jäger angeschossener Fuchs in dem Augenblick, als ihn sein Peiniger mit dem Gewehrkolben erschlagen wollte, zugetatzt hätte. Der leicht verletzte Fuchs erwischte wohl den Abzug der Flinte, ein Schuss ging los und zerschmetterte dem Jäger den Schenkel. Das soll sich in der Nähe der weißrussischen Stadt Garten / Grodno zugetragen haben. Der vierpfotige Schützenkönig, den man traditionell (und siehe da – zurecht!) für den Schlauesten unter den Waldbewohnern hält, entflo, der trottlige Hubertusjünger kam ins Hospital. Was wir dazu sagen?

Na endlich!

Geflügeltes Rad – wohin eierst du?

Bahnchef Dr. Rüdiger Grube und sein herzerweichendes mea culpa, Domine!

Michael L. Hübner

Dr. Rüdiger Grube ist so ein richtig Sympathischer, ganz anders als sein ungeliebter Vorgänger. Trotzdem heizt man ihm jetzt ein und Gruben wird so warm, wie zuletzt seinen gepeinigten Fahrgästen im Sommer in den Zügen mit den defekten Klimaanlage. Sicherlich, schwer ist sein Erbe: Mehdorn wollte und musste ja unbedingt an die Börse – Gott weiß warum. Um Anlegerkapital zu gewinnen in dem maroden Staatsbetrieb? Ja, um Himmels willen – wer ist denn so verrückt, dem geflügelten Rad heute noch privat zu pumpen? Dennoch wurde diesem Ziel alles geopfert: Die Arbeitsplätze der kleinen Eisenbahner und der Werkstattkolonnen, die Wartungs- und Reparaturvorgaben der Züge, der Streckenausbau und die Instandhaltung der Gleisanlagen. Von der Entwicklung innovativer Produkte ganz zu schweigen.

Die Zeiten, als der Adler noch von Nürnberg nach Fürth zuckelte, die Berliner S-Bahn zu den modernsten Verkehrsmitteln der Welt zählte und der ICE die Leute zu Scharen in die Bahnhöfe lockte, sind ja nun wahrlich lange her. Die Chance auf die Zukunft wurde grandios verspielt: der Transrapid rast nunmehr durch das Reich der Mitte. In Deutschland grassiert stattdessen das große Streckensterben. Die Strecken, die Liegenschaften – das war einst das Kapital der Deutschen Reichs- und Bundesbahn, das sie mächtig machte wie einen Staat im Staate. Wenn der Markt mau ist –

Aktien halten! So predigte einst der langfristig und nachhaltig kalkulierende André Kostolany. Was machten Reichs- und Bundesbahn im Zeitalter der allgemeinen Mobilisierung des Individualverkehrs? Sie gaben ihre Strecken auf, weil die sich zu diesem Zeitpunkt gerade mal nicht rentierten. Welche kurzsichtigen Yuppie-Rindviecher haben sich denn da ihren Weg in die Management-Etagen des Bahnkonzerns gebahnt? Es ist doch sonnenklar, dass die Benzinpreise nie wieder fallen werden, dass die Automobile immer unerschwinglicher werden und die Wohlstandschere in der Bundesrepublik immer weiter auseinanderklafft. Bund, Länder und Kommunen kommen mit dem Ausbau und der Instandhaltung des Straßenverkehrswegenetzes nicht mehr hinterher. Staus und die Strapazen des individuellen Reisens lassen viele Menschen nach Alternativen Ausschau halten.

Im gleichen Umfang nimmt das grüne Bewußtsein zu. Aus all dem folgt: das Interesse an einem funktionierenden öffentlichen Nahverkehr nimmt unvermeidlich zu. Hätte sich die Bahn in den letzten Jahrzehnten klug verhalten, so könnte sie jetzt in die Vorratskammer gehen und die fetten Würste herausholen. Aber so? Nichts mehr da. Eine neue Strecke zu bauen und durch die Zulassung zu bringen, ist oft teurer als eine instandgehaltene zu modernisieren. Aber wer denkt schon an Streckennetzerweiterung, wo nicht einmal das Geld für den Erhalt der vorhandenen Gleisanlagen da ist, ja, wo man nicht einmal den Fuhrpark in einem sicheren Zustand auf die Reise schicken kann! Jetzt beginnt das große Klappern und Zagen.

Rüdiger Grube klopf sich schuldbeladen an die Brust, gelobt Besserung, lässt sich und die seinen vor dem Berliner Senatsausschuss am Vormittag des 10. Januar 2011 abkanzeln wie ein paar dumme Jungs. Genauso hilflos das Rechtfertigungsgestammel: Schuld sind General Winter und Bombardier und die Mehdorn-Bande und das Eisenbahnbundesamt und der Bund überhaupt... Ach, man ist es leid. Wo er konkret werden soll, nämlich in der Frage der Entschädigung all jener, die mit dem Erwerb von Monatskarten ein Beförderungsanrecht erwarben, das ihnen durch den Totalausfall der Bahnen oft, sehr oft abgesprochen wurde, da geht das Geeier los. Da müsse man sich mit der BVG absprechen, den Berliner Verkehrsbetrieben, den Trägern von Bussen, Straßenbahnen und U-Bahnen.

Denn man verkaufe ja schließlich ein gemeinsames Monatsbillet. Andererseits entblödet sich der Bahnvorstand keineswegs, den Bund als Mehrheitseigner der Bahn aufzufordern, auf die nächstjährigen Dividendenzahlungen zu verzichten. Man brauche das Geld dringend, um den gegenwärtigen Investitionsstau abtragen zu können. Und für die Boni, Renten und Sonderleistungen an jene Sackpfeifen im Nadelstreifen, die das Malheur über beinahe vier Jahrzehnte anzurichten halfen und bis zum heutigen Tage kontinuierieren... Letzteres bleibt selbstredend unausgesprochen! Das geflügelte Rad der Eisenbahner war einmal das Symbol der deutschen Wirtschaftsmacht, auch wenn der Eisenbahnkönig Bethel Henry Strousberg einst mit seinem persönlichen Bankrott den ersten Riesenkrach der deutschen Nationalökonomie auslöste. Des ungeachtet: Der Reichsbahner trug dieses Symbol mit Stolz über seinem Mützenschirm. Die Gleise der Reichsbahn wie auch die Straßen und Autobahnen waren und sind die Blutgefäße des Landes. Heute steht dieses geflügelte Rad noch immer für den Zustand des Großen Ganzen: für den am Horizont herauf dämmernden Abstieg Deutschlands in die zweite Liga nämlich.

Und der Bund? Was tut der Mehrheitseigner des letzten verbliebenen Staatskonzerns? Er lässt seine untergeordneten Chargen auf Landesebene öffentlichkeitswirksam und wadenbeißerisch gegen die mächtigen Bahnbosse blaffen: Seht mal, so fahren wir mit denen Schlitten! Eine Schmierkomödie ist's. Ohne Substanz und völlig folgenlos. Nur zur Einlullung der Massen gedacht. Den doofen Michel ruhig zu halten. Der

Bund hat nach der Vereinigung von Deutscher Bundes- und Deutscher Reichsbahn etwas sehr bedeutungsschweres getan, was in seiner Aussagekraft nur niemand recht mitbekam. Den Bezeichnungen „Deutsche Bundesbahn“ und „Deutsche Reichsbahn“ haftete noch etwas possessives an. Ein solcher Name steckt einen verbindlichen Verantwortungsrahmen ab. Es ist also legitim im Umkehrschluss zu errahnen, was die im Zuge der Wiedervereinigung erfolgte Verkürzung des Unternehmensnamens zu „Deutsche Bahn“, die den Interessen beider Vereinigungspartner Rechnung tragen sollte, tendenziell zum Ausdruck brachte: Ihr wollt euch privatisieren? Na dann...! Wieder Verantwortung für ein Sorgenkind weniger, wieder ein lästiger Goldesel geschlachtet, nachdem schon das restliche Tafelsilber wie die Post, das Rundfunk- und Fernmeldemonopol claimweise verschachert worden war.

Man konnte auf diese Weise das Namenslogo der alten Bundesbahn übrigens beinahe unverändert beibehalten und das ungeliebte „R“ aus der überrannten DDR-Reichsbahn galant streichen. Doch das nur nebenbei. Fakt ist, dass die Bundesrepublik heutzutage, da es bei ihrem wichtigsten Träger des öffentlichen Fernverkehrs lichterloh brennt, mit auffälliger Zurückhaltung reagiert. Es wäre von Vorteil, wenn ihr beizeiten dämmerte, dass die Zukunft Deutschlands untrennbar mit einem soliden Bahnbetrieb gekoppelt ist. In diesem Sinne: Rad- und Schienenbruch!

Gift im Futter

Deutschland hat seinen Dioxin-Skandal

Kotofej K. Bajun

So etwas kann doch nur den schlamperten Italienern passieren, bei denen ja bekanntlich die Mafia das alleinige Sagen hat. War doch so, oder? Seveso, 10. Juli 1976... Dioxin – den Begriff hörte der europäische Nicht-Chemiker an diesem Tage wahrscheinlich zum ersten Mal. Nun hat's das Land unter den Eichen erwischt. Die germanischen Brüder nördlich der Alpen. Qualität aus deutschen Landen, ach du lieber Himmel! Das Viehzeug, das unter erbärmlichen Bedingungen gehalten wird, ist mit Dioxin-verseuchtem Futter versorgt worden. Deutschland hat wieder einen handfesten und republikerschütternden Eklat. Es ist wirklich skandalös, wie die Kreatur in der Massentierhaltung vor sich hin leiden muss. Enge Käfige, kaum Sonnenlicht, Stress pur – und jetzt auch noch verseuchtes Futter... „Bajun, halt, Menschenskind, was reden Sie denn da?“

Es geht doch um die Menschen, die Konsumenten, die sich nunmehr an ihrem Frühstücksei zu vergiften drohen. Dir reichern doch nun die polychlorierten Dibenzop-dioxine und Dibenzofurane in ihren Körpern an, brüten irgendwann mal Krebs aus und verrecken dann elendiglich daran! Über die müssen Sie schreiben und was man denen antut...!“ Muss ich? Muss ich das wirklich? Manchmal ist es von Vorteil, wenn man stellvertretender Chefredakteur eines eigenen und nicht kommerziell orientierten Blattes ist. Da kann man dann schon mal zu Papier bringen, was man selber für gut und richtig hält.

Die Nackten Affen zahlen dem Preußischen Landboten nicht mehr, als es die gequälten Hühner und Schweine tun – also setzen wir nichts zu, wenn wir mal die Welt aus deren Augen betrachten. Ein Skandal ist, dass der Nackte Affe auf seine von Gott verordnete Verantwortung den Mitgeschöpfen einen großen Haufen schießt – und das tut er von der obersten politischen Ebene angefangen bis hinunter zum geizigen Konsumenten, der lieber ein paar teure

Silvesterraketen am Himmel verpuffen lässt, anstatt ein paar Groschen mehr für seine Nahrungsmittel aufzuwenden. Das sind die Groschen, die in ihrer Gesamtheit jene Bauern und Landwirte, Tierzüchter und Fleischproduzenten bevorteilen würden, welche eine verantwortungsbewusste, tierfreundliche Haltung betreiben, eine Haltung, welche das Leben der Kreatur achtet, auch wenn sie als Nahrungslieferant vorgesehen ist.

Seine Gier hat den Menschen schon immer verführt, sich über die Natur zu erheben, deren unbedeutender Teil er doch ist. Diese Handlungsweise trägt den Keim des Zurückschlagens der entfesselten Kräfte bereits in sich. Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Und es ist das, was wir unter göttlicher Gerechtigkeit verstehen. Gierige Nackte Affen halten Tiere unter KZ-ähnlichen Umständen, um ihre eigenen Wohlstandsleiber in Luxuskarossen durch die Gegend zu schaukeln, teure Liebesdienste zu erkaufen und mit einem Status zu pränzen, der sie eher als Gossenbanditen kennzeichnen würde. Diese Leute sehen auch keinen Vorteil darin, ihre Mitmenschen um einen Deut besser zu behandeln.

Also rein mit den technischen, dioxin-verseuchten Fetten in die Futtermittel! Hauptsache, der Rubel rollt. Nun geht das große Aufstöhnen durch die deutschen Gauen, gepaart mit viel Resignation: die das machen ja doch mit uns, was sie wollen, wir können uns ja nicht wehren. Doch! Können wir! Wir können die Halunken ächten, wir können sie boykottieren, wir können auf unsere Politik einwirken, die Tierschutzgesetze dramatisch zu erweitern, die Daumenschrauben des Strafanons bis zur Unerträglichkeit anzuziehen. Solange wir das nicht tun, sollten wir das sinnfreie Gejammer um dioxin-verseuchte Nahrungsmittel lassen. Wir ernten nur, was wir selbst gesät oder was wir zu säen geduldet haben. Wir bekommen mit der Münze ausgezahlt, die wir selbst in Umlauf brachten. Und das ist gut so.

Heldendenkmäler ziehen um

J.-F. S. Lemarcou

Die „Generation Facebook“ tritt in die Fußstapfen ihrer Vorfahren. Noch während des Kampfes werden Heldendenkmäler errichtet. Nicht so protziger Kitsch wie Husseins Säbeltor in Bagdad, keine Monolithen mit eisernem Kreuz und steinernem Stahlhelm wie auf den märkischen Dörfern – die Heldendenkmäler sind zeitgemäß ins Internet umgezogen. Bei Facebook sieht man nun die Gesichter und Lebensdaten der modernen Märtyrer im allgegenwärtigen Kampf für die Freiheit. Das hat viele Vorteile: Da muss man sich nun nicht mehr in den Sonntagsstaat werfen um dem Enkelchen den Namen des eigenen Urgroßvaters zu zeigen, der vor Verdun für Volk und Vaterland gefallen ist. Ein Klick genügt. Auf Facebook kann man auch weit mehr über den Menschen und die Umstände seines unzeitigen Todes erfahren, als das auf den Trumms der Fall ist, welche die märkischen Kirchhöfe bevölkern. Außerdem verwittert die Schrift im Internet nicht...

Ja, also, woran erinnert denn nun so ein Heldendenkmal eigentlich? Schauen wir doch mal zurück in die Frühzeit der Heldendenkmäler! Uropa hatte sich seinerzeit als Kanonenfutter freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Es ging bei dem Kampf um die Freiheit von der französischen Knechtschaft. Dann sind ihm die Gedärme aus dem Leib geschossen worden. Drei Stunden noch soll er in seinem Bombentrichter geschrien haben, nach seiner Mutter, nach seiner Else, nach der Mutter Gottes, nach allen möglichen Frauen. Aber die waren in den Schützengräben Mangelware. In der Nähe waren nur die Franzmänner, die sich just an diesem Tage ungnädigerweise mit dem

Giftgaseinsatz zurückhielten, was ja Urgroßvaters Leiden erheblich abgekürzt hätte. Die eigenen Leute trauten sich nicht hin zu ihrem Kameraden Gustav. Der Erbfeind lag auf der Lauer. Uropa half es auch nichts, dass sich ob seines gräulichen Gekreisches die Schneckenfresser stöhnend die Ohren zuhielten, weil sie mit dem verblutenden Feind mitlitten. Ja, ja, die Freiheit! Die ist schon eines guten Mannes rüudigen Tod wert. Ja sogar vieler Millionen guter Männer Tode... Bei Uropas Tod und dem seines Erbfeindes Maurice, der zwanzig Meter von ihm entfernt im Stacheldraht hängengeblieben und von einem Maschinengewehr der Marke 08/15 durchsiebt wurde, ging es allerdings weniger um die persönliche Freiheit von Gustav, Else, ihrem zweijährigen Emil, Maurice, Louise und der fünfjährigen Charlotte, ihren Tagesablauf nach Belieben zu gestalten.

Diese Freiheit hatten sie mangels finanzieller Masse eh nie gehabt. Es ging mehr um die Freiheit von Friedrich Krupp, seine Kanonen auch an den Erbfeind verkaufen zu können. Aber das lernten weder Emil noch Charlotte in ihren Schulen auf der jeweiligen Seite des Schützengrabens.

Die lernten, dass der Andere, der Unbekannte, Fremde, mit dem unaussprechlichen Namen, ein vertierter Sadist ist, der Papi mit dem Messer quer im Maul töten, Mutti schänden und ihnen, den Kindern, die Hände abhacken will. Dieses Wissen ließ sich im Angesicht der Heldendenkmäler sehr gut abstrahieren. Der andere musste eine Bestie sein, denn Papa und seine Kameraden haben sich ja schließlich nicht selber umgebracht, nicht wahr!

Papi und seine Kameraden mussten ja hinaus ins Feld, um den vertierten Feind davon abzuhalten, Mutti zu schänden und den Kindern die Hände abzuhacken. Dafür wurden sie von allen Lehrern, die auf den indirekten Gehaltslisten des Friedrich Krupp standen, zu Helden erklärt. Helden sind in Kriegzeiten billig im Dutzend zu haben.

Leider vergaß das Heldendenkmal einige Namen: Die der Witwen zum Beispiel, die dann ihre Emils samt der vielen Geschwister durch den Hungerwinter bringen mussten. Wie, das weiß bis heute kein Aas. Das Tafelsilber hatte der Schwiegervater für die vierte Kriegsanleihe dahingegeben, nachdem er seinen Heldensohn samt Gewehr und Tornister zum Bahnhof gebracht hatte.

Was hatten sie gelacht und gejubelt und sich freudig ausgemalt, wie sie den Chrestiens, Louis', Maurices und Francoises die Därme aufschlitzen wollten. Schwiegervater hatte ja selbst ein Eisernes Kreuz aus Sedan mitgebracht. Das bekam man nicht durchs faule Herumsitzen. „Hierher musste zielen, mein Junge, und dann immer feste druff! Jeder Stoß ein Franzos!“ Juchei! Noch ein Küsschen auf Elisen: „...und in einer Woche sind wir in Paris, mein Schätzelein. Da schicke ich dir Parfum und Champagner von den Champs-Élysées...“.

Was der Postbote dann tatsächlich brachte, war der Brief mit der schwarzen Umrandung: Gefallen für Volk und Vaterland. ...tapfer gegen den Feind, den Kameraden ein Vorbild..., ...immer in ehrendem Andenken behalten..., ...mit Solz seinen Namen.... Ja, ja, die Kameraden von Maurice konnten auch gut zielen und Handgranaten werfen.

Den stolzen Namen fanden wir dann einige Jahre später wieder auf dem Stein, schräg gegenüber der Eingangstüre der Kirche: „Gustav L., Gefr. * 01.11.1879, † 28.10.1916“. Die Gemeinde hatte wieder Geld. Im Nachbardorf hatte es nur für eine Holztafel gereicht, die jetzt an der Nordwand des Kirchenschiffs hängt. Da sind sie nun zu lesen, die Namen der Helden. Ein bisschen Eichenlaub dazu gemalt oder gemeißelt...

Und dann dieser letzte, entscheidende Satz, allüberall, auf jedem Stein, auf jeder Holztafel: Den Toten zur Erinnerung – den Lebenden zur Mahnung! Ja welcher Mahnung denn?

Als die Freiheit erfochten war in den Revolutionskämpfen, die ja stets und ebenfalls ihre heldenhaft gefallenen Toten fordern – von den toten konterrevolutionären Schweinehunden wollen wir hier natürlich nicht reden – da kamen die Siegreichen an die Macht, bauten diese aus, festigten sie, begannen sich die Pfründe zu sichern und die Taschen vollzustopfen – ganz in der Tradition derer, die sie einst bekämpften.

Aber wenn zwei dasselbe tun, ist es noch lange nicht das gleiche. Blöd nur, dass die heranwachsende Generation gerade diesen gewichtigen Umstand nicht einsehen will, so wenig die Revolutionäre das damals akzeptiert hätten.

Jetzt, da sie am Swimmingpool ihre Medaillen aus Revolutionstagen putzen und per Telephon ein neues Heldendenkmal in Auftrag geben – für die Kameraden, die jetzt leider nicht mehr am Swimmingpool sitzen können, dafür aber eine Medaille mehr auf den Sarg gelegt bekamen – können sie gar nicht verstehen, warum die Jugendlichen da draußen auf der Straße herumschreien.

Für wen haben sie, die Alten, denn schließlich all die Gefahren und Strapazen der Revolution auf sich genommen, hä? Für diese undankbaren Rangen da draußen doch. Damit die satt zu essen haben. Haben sie nicht? Na, wenn schon!

Ein bisschen was können die Wohlstandsblagen ja auch für ihre Lebensqualität tun. Ihre „Freiheit“ ist ihnen ja nun schon gratis in die Wiege gelegt worden. Wenn die das nicht so empfinden, dann kann man ihnen den wirren Kopf gerne mal zurechtrücken – mit'm Knüppel nämlich.

Sie, die Alten, haben jedenfalls genug geleistet. Ihnen steht jetzt ein Platz am Swimmingpool zu und einer in der ersten Reihe, wenn man einmal im Jahr, am Jahrestag, zum Heldendenkmal defiliert, um angeblich den Toten, in Wirklichkeit sich selbst aber die Ehre angeidehen zu lassen.

Das alles ist ein uraltes Spiel. Es läuft immer nach denselben Regeln. Leider fiel es den ewigen Kämpfern irgendwann einmal ein, ihresgleichen Denkmäler zu errichten, um sich selbst zu erhöhen. Früher, in den goldenen Zeiten, kam diese Ehre nur den Königen und Heerführern zu.

Die Anzahl der Klamotten, die in der Landschaft herumstanden, waren überschaubar. Nur die Könige und Heerführer hatten Namen, die es sich zu merken lohnte. Der Rest hieß nach Fernau „He du!“ „He du“s zählen aber leider Gottes nach Milliarden. Pro Generation eine Revolution – da würde am Ende jeder Kieselstein am Strand zum Heldendenkmal umgewidmet werden müssen.

Na ja, die Menschheit wird hoffentlich nicht so lange bestehen, dass sie die letzten Klunkern mit ihren Heldentaten übersät und außerdem kann man ja die Gedenksteine der soeben Besiegten so lange retuschieren und neu bekratzeln, bis sie hauchdünn sind wie Pergament.

Die älteren Steine sollte man übrigens stehen lassen. Sie könnten bei der Schaffung der eigenen Legende von Bedeutung sein und eine Jahrtausende alte Tradition begründen helfen. Doch das ist alles Quatsch. Viel zu viel Arbeit. Die „Generation Facebook“ hat das begriffen. Schneller, bequemer und rascher auszulöschen sind die modernen, die digitalen Heldendenkmäler.

So lange man sie braucht, dürfen sie dazu dienen, wozu Heldendenkmäler im Allgemeinen dienen sollen: sich an ihnen zu berauschen. Stellt man fest, dass einer der Geehrten dann doch nicht so ehrbar war, kann man ihn mit einem Klick verschwinden lassen.

Darüber hinaus verschandeln sie nicht die Landschaft und beanspruchen nur etwas digitalen Platz. Der hinwiderum ist reichlich vorhanden. Der einzige, den das nicht freut, dürfte der Steinmetz sein.

Eines wollen wir noch klarstellen: Unser Spott gilt nicht dem armen Teufel auf beiden Seiten der Front, der nur die Wahl zwischen der Kugel des Füsilierkommandos und der des Feindes hatte.

Unser Schalk zwinkert nicht angesichts der Leiden derer, die sich mutig despotischen Folterknechten in den Weg stellen, wie die Madres de Plaza del Mayo oder die tapferen Afghanen, die sich lieber von den Taliban verstümmeln ließen, ehe sie ihren Töchtern die Schule verweigerten.

Denen gilt unser Gedenken. In unseren Herzen - nicht auf Steinen mit schwulstigen Inschriften. Die Bigotten aber, die Krach und Umsturz machen, damit sie an die Futtertöpfe kommen, von denen sie dann wiederum die anderen verbeißen, die sich korrumpieren lassen von der Macht um dann die Revolution ihre eigenen Kinder fressen zu lassen, all die Dantons, Marats, Robespierres aller Zeiten und aller Herren Länder – die stellen wir bloß. Spuckt sie an!

Haut ihre Denkmäler in Klump und malt ihnen Fratzen über die streng und hehr in die Zukunft blickenden Gesichter. Sie haben nichts anderes verdient! Aber vergesst sie nicht! Vergesst sie niemals, nie!

Doch nun freuen wir uns erst einmal auf unsere neuen Denkmäler. Die ist der Staat uns noch schuldig und auch die Gemeinden sind gefordert. Wir brauchen doch ein würdiges Gedenken für unsere gefallenen Töchter und Söhne vom Balkan und vom Hindukusch! Also – mit ein paar Facebook-Seiten wollen wir uns nicht zufrieden geben!

Die wievielten Toten sind das eigentlich nach Verdun, nach Stalingrad, Kursk, den Seelower Höhen, Halbe-Teupitz? Wem diene denn nun das grauenhafte Verrecken Gustavs in seinem Bombentrichter zur Mahnung?

Ja, klar doch – es ist eine Auslegungsfrage: Eben weil Gustav so übel gestorben ist, darf sein Tod nicht umsonst gewesen sein. Also lasst uns neues Kanonenfutter mobilisieren und ihnen ein wenig Handgeld in die Tasche stecken, damit sie sich in Afghanistan verstümmeln und die Bäuche aufschießen lassen! Es ist eben halt nur die Frage, wer die Deutungshoheit über die Interpretationen historischer Forderungen hat...

„Ach, ihr Canaillen vom Landboten,“ schallt's von draußen in die Redaktion hinein. „Da verhöhnt ihr die Erbauer von steinernen und digitalen Denkmälern und macht doch selbst nichts anderes!“

Was ist denn mit eurer Tucholsky-Seite?“ Moment! DER ist im Kampf gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit gefallen. Das ist was anderes. Zwar genauso sinnlos aber das ist wirklich ehrenhaft.

Da werfen wir uns gleich den guten Bratenrock über, setzen den Staatsdreispitz auf und pilgern hin ans Grab dieses Helden nach Mariefred. Und besuchen am Ende nach seinen Worten nur uns selbst und schwören uns gegenseitig, dass wir seine Fahne hochhalten wollen. Sieg oder Tod! Zumindest der Tod ist uns gewiss.

In Moskau ist der Teufel los

zum Anschlag von Domodjedowo

am 66. Jahrestag der Befreiung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz

Herrn Mendel Szajnfeld (+2. 8.1922 in Sosnowitz †21. 05. 2000 in Oslo) gewidmet.

Vor den Augen des Höchsten bist Du ein Gerechter!

Kotofej K. Bajun

Es ist grauenhaft. Egal ob in New York, London, Madrid oder jetzt in Moskau: Banditen zünden Sprengstoff mitten in einem Haufen Zivilisten, die von sonst woher kommen und stammen können. Viele von ihnen haben weder etwas mit den Problemen des Herkunftslandes der Terroristen zu tun, noch mit den Problemen des Landes, dem ihr Attentat gilt. Das brauchen sie auch nicht. Es geht den Ungeheuern, die solches Elend anrichten, auch nicht um diese Menschen. Diese armen Leute sterben nicht einfach infolge von Kollateralschäden. Ihr Tod dient gezielt dazu, Angst zu verbreiten und die Regierung des adressierten Landes unter Druck zu setzen. Die Weltöffentlichkeit soll ihren Blick auf das Geschehen richten.

Das tut sie auch. Seit München 1972 aber dürfte dem letzten Terroristen, er mag dämlich sein wie Bohnenstroh, klargeworden sein, dass der erzielte Effekt nicht dem Wunschdenken der Mörder entspricht. Wut und Abscheu richten sich gegen sie und nur die Wenigsten werden wohl hinterfragen, welches Elend Menschen treibt, sich selbst in die Luft zu sprengen. Ist es nur das Elend? Es gibt noch ein zweites Agens, das den Selbsterhaltungstrieb überwindet und zu solchem Irrsinn befähigt: Die Gier nach Macht. Wir wissen das seit den Untaten des Alten vom Berge. Sinan Raschid ad-Din hatte von Masyaf aus seine Haschisch getränkten Assassinen schon vor achthundert Jahren auf Meucheltour geschickt.

Er selbst begab sich nie in ernsthafte Gefahr. Im reichte es zu herrschen. Mochten die anderen für ihn sterben. Die Idioten ließen sich damals wie heute ein Märchen vom Himmelreich erzählen. Gepaart mit dem alltäglichen Hunger war dieses Märchen wirkungsmächtig genug, die Killer zu bewegen, auf das irdische Leben zu verzichten. Hätten sie auch nur einen Funken Verstand gehabt, ihnen wäre klar gewesen, dass, gäbe es dieses Paradies, Sinan und alle seine Nachfolger ihnen hier wie dort kein Tütchen Macht gönnen würden, kein Wohlleben und keine Privilegien. Billig lässt sich etwas versprechen, von dem man selbst sicher weiß, dass es nicht mehr als ein Luftschloss ist. Aber das ist nun mal Herrschaftswissen. Die Idioten sind eben die Idioten, weil sie das nicht wahrhaben wollen, selbst wenn man ihnen diese simple Wahrheit um die Ohren drösche. Vielleicht bleibt ihnen auch keine Alternative zu diesem Glauben. Denn es könnte ja sein, dass jede andere Welt, sie möge das Paradies, die Hölle oder einfach nur leer und dunkel sein, besser ist, als ihre irdische Gegenwart.

Es sieht so aus, als wäre der zerstörerische Cocktail um eine dritte Ingredienz bereichert: Es ist der Hass, der Schrei nach Rache. Beinahe jeder Mensch auf der Welt hat Grund jemanden anderen zu hassen. Das Potential ist schier unerschöpflich. Ein paar russische Soldaten ballern ein paar Tschetschenen über den Haufen und schon bekommt man die Witwen frei Haus um sie mit Sprengstoffgürteln und Maschinenpistolen bewaffnet in ein Moskauer Theater zu schicken. Mischka, der russische Bär, zeigt in gewohnter Manier, dass er solche Anschläge auf seine asiatische Weise pariert: Er schickt die Omon-Truppen und die machen alles nieder, was sich ihnen in den Weg

stellt. Sie handeln nach der bewährten Devise des Mönches Arnold Amalrich, die er 1209 zu Béziers zum Besten gab: „Tötet sie alle, Gott wird die Seinen schon erkennen!“ Den unschuldig Gestorbenen kann man ja posthum den Leninorden auf den Sargdeckel legen und sie zu Helden der Sowjetunion erklären. Die Verluste stimmen zwar traurig, aber was bedeuten sie schon gegen die knallharte Botschaft, die von der grauenhaften Gemeinschaft des Todes vermittelt wird: Wagt es euch! Das einzige was ihr bekommt, ist euer Tod!

Die Terroristen haben diese Lektion mittlerweile gelernt. Geiselnahmen bringen in Russland gar nichts. Also fangen sie jetzt an zu bomben.

Soll das Fundament einer utopischen Republik Nord-Kaukasus wirklich auf dem Blut, dem Tod und den Tränen völlig Unschuldiger errichtet werden? Den Befehlsgebern der feigen Assassinate ist diese moralische Erwägung scheißegal. Ihnen geht es um ihr Wohlleben, ihre Zukunft, ihre Macht, ihren Zugriff auf die lokalen Ressourcen. Dafür dürfen dann andere getrost zu Hunderten und Tausenden in den Tod gehen, Beteiligte und Unbeteiligte.

Wir, die wir Russland lieben, bejubeln keineswegs alles, was hinter dem Spasskij-Turm ausgeheckt wird. Der Kreml ist kein Chorknabeninternat. Präsident Putin ist ein eiskalter Soldaten-Zar, der es mit Oligarchen und üblen Menschenschindern hält, gleichwohl er einst als Tschechist den Schutz der Armen und Entrechteten geschworen hat. Die russische Armee hat zudem in Gebieten, in denen sie nichts verloren hat, üble Verbrechen begangen. Leute, die es satt haben nach der Moskauer Pfeife zu tanzen, wird es dort zuhauf geben. Das müssen nicht einmal alles Separatisten sein oder Gannefs wie manche Häuptlinge der ehemaligen Teilstaaten der UdSSR. Lukaschenko wäre das so einer... Doch selbst einen Lukaschenko wegzubomben hätte niemand das Recht – um wieviel weniger unbeteiligte Menschen in einem Flughafen, die nichts anderes tun, als sich unglücklicherweise zu diesem Zeitpunkt dort aufzuhalten.

Wie man Präsident Medwedjew (Medwed ist übrigens russisch und bedeutet „Bär“) deutlich ansah, haben die Verbrecher ein Ziel absolut erreicht: Sie haben den Bären am Nerv getroffen und seine Reaktion wird nicht auf sich warten lassen. Der Hieb seiner Brante wird den Kaukasus in seinen Grundfesten erschüttern und wieder werden hunderte Unschuldige in diesem Gebiet darunter bitter zu leiden haben, was wenige Spinner in Moskau anrichteten. Gewalt gebiert nur immer wieder Gewalt. Insofern richtet sich dieser barbarische Akt auch gegen die, denen er eigentlich zur „Freiheit“ verhelfen sollte, einer Freiheit, welche nur wieder darin besteht, satt den Zaren nunmehr den lokalen Platzhirschen die Stiefel küssen zu dürfen.

Wenn die Terroristen hofften, dass sich die eventuell die U.S.A. als alter Russland-Antagonist ihrer Sorgen annehmen, so müssen sie nach dem 11. September 2001 völlig verblödet sein. Die Attacke gegen die Zwillingstürme war für die Amerikaner ein solches Trauma, dass sie zwangsläufig an der Seite aller Opfer terroristischer Gewalt stehen. Man möchte beinahe sagen, fest und unverbrüchlich. Was uns aber an dem Moskauer Anschlag in Domodjedowo besonders abscheulich und selbstmörderisch dünkt, ist, dass er Öl ins Feuer der stetig erstarkenden russischen Nationalisten ist, der faschistischen Schlägertrupps, die nunmehr wieder undifferenzierte Jagd auf jeden in Moskaus Straßen machen, dem nicht auf den ersten Blick anzusehen ist, dass er gebürtiger Russe ist. Haben sie das bedacht, die Idioten aus dem Süden? Wohl kaum. Es hätte sie auch schwerlich interessiert. Denn, wie gesagt, die Auftraggeber solcher feigen Attentate denken selten noch an irgendjemand anderen als an sich selbst allein. Die einzige Frage, die noch

bleibt, lauter: Warum haben sie sich solche Bübereien eigentlich nicht schon zu Stalins Zeiten einfallen lassen? Die Antwort auf diese Frage lohnt ein intensives Nachdenken. Sie führt zwangsläufig zu der Erkenntnis, wieviel indirekten Anteil der Westen an den Moskauer Attentaten hat. Wenngleich Moskau nämlich noch immer einen bretterharten Kurs gegen seine Feinde fährt, so ist er doch im Zeitalter der globalen Informationsvernetzung erheblich abgemildert worden. Josef Wissarionowitsch war gegen solchen Druck völlig immun.

Er hätte westliche Interventionsversuche für einen schalen Witz gehalten. Wundert es da westliche Beobachter wirklich, dass die gegenwärtige Instabilität Russlands viele Russen wieder nach Stalin rufen lässt, während die uralten Ressentiments gegen den Westen massiv erstarken? Von den Schlussfolgerungen aus dieser Überlegung hängt entscheidend ab, wie es auch und gerade in Europa in den nächsten Jahrzehnten weitergeht. Für Europa ist ein stabiles Russland lebens-, ja sogar überlebensnotwendig. Russland zu schwächen und es mit einer ausgestreckten europäischen Hand in die Richtung der Separatisten in Dauer-Schach zu halten um ihm besser die eigene Weltordnung verkaufen zu können, wäre eine selbstmörderische Idee.

Wenn Russland kollabieren sollte, erstickt Europa bereits an dem aufgewirbelten Staub des niedersinkenden Giganten. Wer überlebt, dürfte sich, was ja mit dem Untergang der Sowjetunion bereits geschehen ist, einer Vielzahl von kleinen, despotischen und schwer einzuschätzenden Aasgeiern gegenüber wiederfinden, mit denen sich ein erträgliches Auskommen weitaus teurer, schwieriger und unberechenbarer gestalten wird, als seinerzeit mit dem Kreml. Insofern bleibt zu hoffen, dass die Explosion in Domodjedowo die europäischen Träumer aus dem Schlaf der Unvernunft gerissen hat. Es gilt also Russland den Rücken zu stärken, ihm beizustehen und es auf diese Weise enger und verpflichtender in den Westen einzubinden. Europa und die U.S.A. brauchen Russland! Sehr dringend sogar! Denn hinter dem Ussuri beginnt China!

Krawall am Nil

Pharao Hosni geht die Luft aus

Jules-François. S. Lemarcou

Wer protestiert in Kairo? Die zu kurz Gekommenen. Die, welche nicht in ausreichendem Maße oder gar nicht teilhaben am allgegenwärtigen, panarabischen Bakschisch-System der Korruption. Was bringt sie in Rage? Dass sie nichts haben, wofür ihnen ein Mitbürger oder ein Tourist etwas in den Kaftan steckt. Alles, was sie auf Allahs Erden ihr eigen nennen, ist Hunger und ein Koran. Währenddessen glitzert die Millionenmetropole Kairo in allen verführerischen Farben des Orients. Superreiche leben in einem unvorstellbaren Luxus. Und es sind gar nicht mal so wenige. Blöd nur: der Bettelarmen sind Hunderttausende mal mehr! Durstet es sie nach einer Demokratie westlichen Zuschnitts?

Wer's glaubt wird selig. Viele europäische Regierungen scheinen es zu aber unseligerweise glauben. Vor allem den hinter diesen Regierungen stehenden Wirtschaftskapitänen tun die Söhne Mohammeds unrecht, wenn sie sie ungläubige Hunde schimpfen. Die glauben nämlich, wenn die arabischen Staaten sich in ihren Staatsformen nach dem Okzident hin orientierten, dann gäbe es mehr Rechtssicherheit für ihre Geschäftstätigkeit. Gut und schön, wenn der Emir ein Buddy ist – aber ein Millionengeschäft an einer

Person festzumachen ist immer mit einem gewissen Restrisiko verbunden. Man konnte das zur Genüge in Russland studieren, wo die Demokratie auch nur ein Veranstaltung ist, die zur Bespaßung der wenigen Oligarchen und des Zaren Wladimir dient. Wer noch vor kurzer Zeit seine Dollars in Jukos-Aktien angelegt hatte, kam ganz schön ins Schwitzen. Mindestens so wie Michail Borissowitsch Chodorkowski, als ihm eine treue Metastase von Stalins Blutrichter Andreij Januarjewitsch Wyschinski die Anzahl der Jahre seines Gefängnisaufenthaltes verkündete. Natürlich auf Anweisung des Zaren Wladimir, denn der ehemalige Jukos-Boss wollte ganz demokratisch am Zarenthron herum rütteln... „In meinem Reiche aber herrscht die demokratische Freiheit, dass jeder tun und sagen kann, was ich will“, beschied ihn darauf der Kremlherr.

Nun werden Sie sagen: Ja, sollte hier nicht von Arabien, speziell von Ägypten gesprochen werden? Tun wir doch. „Quatsch, die einzige Verbindung zwischen Moskau und dem Land der Pyramiden bestand doch darin, dass die Russen sich einst am Nil engagierten um dem Judenstaat als Nahostbrückenkopf der U.S.A. die rote Stirn zu bieten!“ Nein, in unserem Falle bestehen die Parallelen in einer völkerverbindenden Komponente, auf der Basis menschlicher Grundwerte sozusagen: Die Russen und die Muselmänner sind sich einig in einer ausgeprägten Abneigung gegen den westlichen Demokratie-zirkus. Aber warum denn nur?

Das liegt auf der Hand und sozusagen in die russische und arabische Seele geschrieben. Bei denen ist es so, dass Zaren und Bojaren, Kalifen, Emire und andere Beherrscher der Gläubigen traditionell tief in die Taschen Letztgenannter greifen, solange diese am Leben und damit zahlungsfähig sind. Im Gegenzuge dürfen mit eintretender Insolvenz Todes halber die frommen Seelen derer, die sich in diesem irdischen Jammertal brav melken ließen, wofern vorhanden, in ein russisch-orthodoxes oder aber wahlweise muselmanisches Paradies aufsteigen. Wollen sie aber, solange sie leben, nicht ihren Zahlungsverpflichtungen der Obrigkeit gegenüber nachkommen, dann revanchiert sich diese mit einer ganz realen Hölle auf Erden. Das kann in den Weiten Sibiriens ebenso effektiv ins Werk gesetzt werden, wie unter Zuhilfenahme von Panzern auf den Straßen der Stadt Kairo, die man auch „die Starke“, „die Erobernde“ nennt.

Stark und erobernd aber sieht sich selbst der greise Pharao Hosni, der so gar nicht verstehen kann, warum die bettelarmen Ägypter seiner überdrüssig geworden sind. So manches Mal wird sich Hosni Mubarak deshalb wünschen, die Nilflut durch die Straßen Kairos strömen zu lassen, damit Ägyptens heiliger Strom die Hauptstadt vom Unflat der Rebellion reinige und die Schlammmassen die Schreihälse gnädig bedecke! Aber nichts da! Fest gefügt steht der Assuan-Staudamm. Da haben auch die Sowjets seinerzeit ganze Arbeit geleistet – nur um den Amis eine Nase zu drehen und den Fuß in die Tür zum Nahen Osten zu bekommen. Also müssen die Panzer rollen und den demonstrierenden Unrat von der Straße walzen. Doch das ist gefährlich. Tunis war schon nicht so schön – aber Kairo...! Seit sich die Sowjets abgeschafft haben, ist ein gewisses stabilisierendes Moment aus der Region entwichen wie die Luft aus dem roten Stern vom Spaskij-Turm. Die Yankees haben in Israel und bei ihren arabischen Marionetten das Sagen. Es gibt keine Kommunisten mehr, die den arabischen Brüdern unter die dolchbewehrten Arme greifen könnten, und somit für ein Gleichgewicht der Kräfte garantierten.

Aus dem ehemaligen Nebenkriegsschauplatz des Kalten Krieges könnte also blitzschnell die Hauptbühne eines sehr heißen Krieges werden, wie es in der jüngsten Vergangenheit schon sechs mal passiert ist. Lass das Jordanwasser mal knapp werden und in Ägypten das politische Chaos ausbrechen! Der Möchte-gerne-Assurbannipal von Damaskus könnte glauben, die Gelegenheit

sei günstig sich die Golanhöhen zurückzuholen und aus dem Hexenkessel Libanon schossen alle Hisbollah der Hölle gleichzeitig Kassam-Raketen ins Gelobte Land, weil sie meinten, die Israelische Volksarmee wäre jetzt anderweitig beschäftigt. Alle anderen Araber jaulten freudig auf, weil sie nun keine Haddsch mehr absolvieren müssten um den Schaitan mit Steinen zu bewerfen – denn siehe, Israel ist doch so nah! Die Juden wehrten sich, die Wallstreet bangte um die Nahost-Ölvorkommen, und spätestens dann wird die Sache unangenehm.

Nicht für die NYSE! Gott bewahre! Klirren die Waffen und geben sich die Flugzeugträger ein Stelldichein, dann schießen die Kurse aber lustig nach oben. Wissen wir doch! Der Rest der Welt aber könnte sich auf einen Albtraum gefasst machen.

Westliche Beobachter, wenn sie denn über genug Weitsicht verfügen, sollten also nicht zu laut über die Krawalle von Kairo jubeln; zumindest nicht lauter als die aus ihren Gefängnissen entsprungenen Moslem-Brüder. Hosni Mubarak ist ein vergeisender orientalischer Potentat, dessen Machtausübung auf Korruption, Willkür und Folter beruht, wie das im Morgenland schon gediegene Tradition war, als noch der lahme Timur das Szepter schwang. Daran gibt es nichts zu rütteln.

Man soll aber nicht den Unfug machen, den seinerzeit die Grünen schon mit Bitterfeld im Sinne hatten: Wer eine alte Glühleuchte auswechselt, sollte bereits eine intakte in petto haben, sonst wird es nämlich urplötzlich ganz dunkel! Eine Alternative zu Sultan Hosni ist noch nicht in Sicht. Sein wirtschaftsorientierter Sohn Gamal wäre vielleicht eine, der Westen könnte froh und glücklich sein – aber den wird das ägyptische Militär kaum mittragen. Ganz zu schweigen vom Geheimdienst, der seit Cäsars Zeiten allen Grund zur Furcht hat, Ägypten könne vom Westen wieder zu einer Art Vorratskammer degradiert werden. Damals ging es um Korn, zwischenzeitlich um antike Schätze und jetzt um das Öl.

Schon für die pharaonischen Untertanen war der Westen das Reich der Toten. Dort ging die Sonne unter. Dort wohnten die Dämonen der Wüste und hinter der Wüste die Söhne des Schaitans, die im elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert schon mal mit Kreuzfahrerschwertern an die Tore Kairos klopfen. Die Nachfahren dieser ungläubigen Teufel benutzten die Mumien ihrer Vorfahren als Heizmaterial für die Wüstenbahn und stahlen die schönsten Ägypterinnen, deren allerschönste noch heute auf der Museumsinsel zu Berlin sehnsuchtsvoll in Richtung ihres geliebten Nil blickt – wenn auch nur mit einem Auge.

Das ist es, was die Ägypter realiter vom Westen erwarten. Wohlstand für alle unter dem Zeichen einer Demokratie nach westlichem Muster? Da hat ja Scheherazade bessere Märchen erzählt. Uns sollten daher beim Anblick der Krawalle von Kairo die Ohren glühen! Das ist definitiv kein Aufbruch in eine lichte Zukunft sondern möglicherweise das Halali auf das äußerst labile und ebenso fragile Patt im Nahen Osten. Der ägyptische Geschäftsmann Neguib Sawiris schätzte jüngst Potential und Risiken seiner Heimat mit den Worten ein, Ägypten stünde am Scheideweg zwischen Hongkong und Teheran. Allah bewahre uns vor der persischen Option!

Wir sollten nicht glauben, dass uns Mittelmeer und Alpen vor dem Sog des daraus entstehenden Malstroms der Gewalt schützen. Der Nahe Osten hat diesen Namen nicht umsonst. Für Odysseus und einen Neger, der versucht mit einem Fischerboot illegal in Europa einzureisen, mag das Mittelmeer riesig erscheinen. In Bezug auf die globalen Auswirkungen einer grassierenden Destabilisierung und Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse in seinen südlichen Anrainerstaaten, speziell mit einem

Epizentrum im Großraum Kairo, ist es nicht mehr als ein etwas tiefgeratener Ententeich. Das könnte uns ja alles egal sein, wenn bloß die Juden nicht neben diesem Pulverfass zu leben gezwungen wären, für deren Sicherheit gerade Deutschland eine ewige und bindende Verpflichtung trägt und wenn im arabischen Boden nicht noch Millionen von Gallonen Öl lagern würden, für die sich insbesondere die US-Amerikaner verantwortlich fühlten.

Wenn die Ägypter uns mit in den Abgrund rissen, dann bräuchte niemand von uns zu hoffen, dass ihm nach dem Tode auch nur eine Mastaba, geschweige eine Pyramide zuteil werde. Und wenn schon, werden Sie sagen, wir bekämen es eh nicht mehr mit. Maschallah!

Krebs an deutschen Schulen

Eine Lehrerin verliert den Verstand

Don M. Barbagrighia

Wie hält man das als Anwalt aus, wie verkneift man sich krampfhaft das Grinsen, wie verhindert man ein schallendes Losblöken mit Lachtränen in den Augen, wenn eine potentielle Klientin ein abenteuerliches Ansinnen vorträgt? Wahrscheinlich denkt man mit Grausen an den Prestigeverlust beim vorhersehbaren Verlust des anstehenden Verfahrens. Das zwingt dann wohl den Ernst zurück in die advokatischen Gesichtszüge.

Der Beruf so manchen Lehrers soll, behaupten böse Zungen, angeblich keine Profession sein, sondern eine Diagnose. Eine Lehrerin aus Grevenbroich stellte dies für sich zumindest unter anschaulichen Beweis. Sie hat Brustkrebs. Noch eine Diagnose und die ist ganz gewiss alles andere als humorig. Wir wären auch die letzten, die sich darüber lustig machen würden. Manche resignieren angesichts einer solchen, niederschmetternden Anzeigestellung. Viele hadern mit dem Schicksal, andere ordnen gefasst ihre Verhältnisse. Aber nur wenige kamen bisher auf den Trichter, irgendjemanden für diese Tragödie zu verklagen. Die Kumpels aus der Wismut – die hätten Grund dazu gehabt, die Arbeiter von Piesteritz und Bitterfeld, die waren durch ihr Arbeits- und Lebensumfeld schwer an ihrer Gesundheit geschädigt worden.

Deren Lamento aber hätte in der DDR kaum zu mehr Erfolg als einem Platz im Gefängnis oder im Irrenhaus geführt. Nun aber kommt eine westdeutsche Lehrerin und klagt, der Beruf hätte sie krank gemacht. Das ist an sich nichts neues. Man kennt das: Alleingelassen von der Gesellschaft, angefeindet von unerzogenen Rangen und deren noch viel bekloppteren Eltern handeln sich viele gute Pädagogen durch ihre Arbeitsjahre und enden nicht selten mit einem Burnout-Syndrom oder einem Nervenzusammenbruch. Auch ein Herzkasper oder ein Schlaganfall erscheinen uns nicht abwegig. Aber Brustkrebs? Ist die Frau verrückt geworden?

Nein, sie schiebt ihre Erkrankung auf den jahrelangen Umgang mit Nahrungsmittelimitaten, die aus weißer Himmels für abwegig kanzerogenen Materialien bestehen.

Die sind also schuld am Mammakarzinom der Frau und dafür sollen der Staat und der Arbeitgeber und wer auch immer jetzt blechen. Tucholsky sagte einst, wenn ein Engländer in einen Hundehaufen träte, würde er „Goddamnit!“ brubbeln und einen guten Darjeeling trinken. Der Franzose würde „Merde!“ murmeln und einen guten Beaujolais öffnen. Der Deutsche aber würde „Scheiße!“ brüllen und sich umsehen, wen er dafür verklagen

könne. Klage einer Lehrerin, weil sie ihr Nervenkostüm eingeblüht hat – ja, das wollen wir wenigstens halbherzig bejahen, denn schließlich wusste sie ja, auf welchen Horrortrip sie sich einließ, als sie sich für diesen Beruf in dieser lehrerfeindlichen Gesellschaft entschied. Aber wenn wir auf dieser Argumentation herumreiten würden, gäbe es sicherlich bald gar keine Lehrer mehr, die unserer verblödenden Jugend etwas beibrächten. Die Gesellschaft, die sich ihrer Werte entledigt hat, muss mit ins Boot. Unbedingt.

Denn vor allem sie muss begreifen, dass man für alles zahlt – für das, was man tut, genauso wie für das, was man unterlässt. Aber Brustkrebs als Berufskrankheit für Lehrer – da hört's auf. Krebs ist unangenehm wie der Tod und viele Krebsarten führen letztlich zu diesem. Aber er ist ein natürlich-pathologischer Prozess.

Er sorgt dafür, dass Individuen, die ihrer biologischen Pflicht Genüge getan haben und in die Jahre gekommen sind, von der Bühne abtreten um der nächsten Generation Platz zu schaffen.

Das funktioniert nach der selben genialen Methode, nach der sich das Leben seit Milliarden von Jahren organisiert. Seit es Metazoen gibt. Es herrscht das Prinzip „Ich zuerst – Privat geht vor Katastrophe“. Einzelne Zellen verselbständigen sich und suchen für sich das Geheimnis der Unsterblichkeit zu ergründen.

Die es schaffen, bringen dann „ihren“ Organismus um – und schlussendlich damit auch sich selbst. Natürlich können solche Zellentartungen durch den Kontakt mit allen möglichen Giften, Noxen und ähnlichen Stoffen begünstigt werden. Aber so toxisch eine Klasse von respektlosen Wohlstandsblagen auch sein mag – Zellentartungsprozesse können sie wohl denn doch noch nicht auslösen. Vielleicht – aber das ist nicht abgesichert – vermag es lang anhaltender Stress.

Doch wer hat den heutzutage nicht? Die Lehrerin sprach denn auch die Nahrungsmittelimitate an, mit denen sie jahrelang unterrichtend Kontakt hatte. Die sollen den Krebs ausgelöst haben.

Sie erweitert das Spektrum ihrer pathogenen Plagegeister auf das verrauchte Lehrerzimmer und die Abgasemissionen vom Schulparkplatz. Sie muss wirt geworden sein in all den Jahren ihres Arbeitslebens.

Ja, hat denn eine Berufsschullehrerin ein Anrecht auf ein steriles Arbeitsumfeld? Warum verklagt sie nicht die deutsche und internationale Automobil- und Motorradindustrie, welche sie jahrzehntelang vermittels des Feinstaubes im Straßenverkehr bezüglich krebsauslösendem Materials mit quasi Hochprozentigem versorgte. Warum nicht die Tabakindustrie, die chemischen Betriebe ihrer Umgebung, die Mobilfunkbetreiber, die...? Die Reihe ließe sich endlos fortsetzen.

Und schließlich, wer sagt, dass ihr Brustkrebs nicht eventuell genetisch prädisponiert ist? Dann sollte sie ihre Ahnen zur Rechenschaft ziehen vor Gottes Gerichtshof. Übrigens – Letztgenannter wäre auch noch eine gute Adresse für die Zustellung einer Klagschrift. Die zielnächste gewissermaßen, die letzte Instanz. Das könnte zwar etwas diffizil werden, weil der oder die Alte mit Sicherheit die besseren Anwälte hat, aber was soll's? Soll sie mit IHM oder IHR ins Gericht gehen, den Alten von SEINEM/IHREM Hohen Richterthron herunterholen! Ist Quatsch, oder?

Also macht ihr der Landbote den Vorschlag sich an den Bösewichtern schadlos zu halten, die sie seinerzeit beschwatz hatten, Lehrerin zu werden. Das hätte doch mal was! Jedenfalls – und das ist die gute Nachricht – hatte

bei Redaktionsschluss wenigstens das Verwaltungsgericht zu Düsseldorf unter Beweis gestellt, dass es noch bei Verstand ist: Es wies die Klage ab. Wir wollen uns gar nicht ausmalen, was das für Konsequenzen nach sich gezogen hätte, wären die Düsseldorfer Juristen zu einem anderen Urteil gekommen. Die Flut der Trittbrettfahrer und all jener, die dann für sich ebenfalls ein Klagerecht ableiten würden, käme weitaus verheerender über die deutschen Lande, als Oder, Elbe, Rhein und Mosel zusammen. Die Überschwemmung von Queensland böte ein zutreffendes Analogon. Daher lautet unser Urteilskommentar kurz und knapp: Gott sei Dank!

Magenta Riese weichgespült

t-online kneift vor der Freiheit des Wortes

B. St. Fjöllfross

Nur die wirklich Starken können auch den anderen zu Worte kommen lassen, den, der eine andere Ansicht vertritt zu den Dingen, auch und gerade dann, wenn sie einem selbst diametral zuwider läuft. Die kleinen Geister aber, die Beschränkten und die Diktatoren – die müssen dem Andersdenkenden das Maul stopfen, das freie Wort kurz halten. Denn sie sind in der Substanz schwach und morsch und permanent substantiell gefährdet – mögen sie auch nach außen hin eine noch so martialische Macht verkörpern.

Welch ein Segen, in einer Demokratie zu leben, in der das freie Wort einen unschätzbaren Wert verkörpert. Tut es das? Tut es das wirklich? Es ist eine Binsenweisheit, dass sich die zeitgenössischen „Demokratien“, die unter ihren Oberflächen munter die alten feudalen Gesellschaftsverhältnisse unter modernem Gewande fortschreiben, nur weitaus sublimere Methoden bedienen um dem freien Wort Einhalt zu gebieten. Sie errichten keine Mauern, die nur – jedem sichtbar – den Widerstand provozieren. Die Kommunikationsmonopolisten kanalisieren Information: Sie amplifizieren genehme Informationsfragmente hier ein wenig, wiederholen und käuen sie wieder und wieder.

Auf der anderen Seite wird eine wichtige, aber nicht ins Konzept passende Nachricht mal nur eben so am Rande erwähnt, wenn überhaupt. Damit ist der schöne Schein gewahrt und das Ziel erreicht. Welches Ziel? Nun dasselbe, das sich Diktaturen setzen: Das Stimmvieh doof zu halten. Denn nur doofes Stimmvieh lässt sich nach Belieben dirigieren. Wenn man es denn eifrig auf grüne Weiden treibt, es fleißig einlullt, dann wird es auch nicht die Muskeln spielen lassen und den Grips schon gleich gar nicht und beides wird evolutionär begründet sanft vor sich hin degenerieren, bis denn nichts mehr davon übrig ist. Nur die Stiere, die man permanent quält und piesackt, die springen plötzlich über die Balustrade der Arena und treiben ihre Peiniger zu Paaren.

Ob bewusst oder unbewusst – auch der durchaus feudal strukturierte Kommunikationsdienstleister t-online folgt sichtbar diesem Konzept. Auf seiner Internetplattform bietet der Magenta-Riese einen mitunter durchaus unterhaltsamen Nachrichtenüberblick an, der von Fall zu Fall auch durch Leser kommentiert werden kann. Interessanter als die Nachrichten sind oftmals die Kommentare, deren Spektrum sich erstreckt von durchaus ernstzunehmenden und durchdachten Reflexionen bis hin zum Geblöke geistig retardierter Zeitgenossen, für die selbst die Klippschule ein rechter Höllenritt gewesen zu sein scheint. Unfähig, sich auch nur annähernd passabel in der Muttersprache zu artikulieren, fehlt diesem Gestöhne

und Gekeife nicht selten jegliche dialektische Substanz. Nun bleibt es der Online-Redaktion vorbehalten, welche Kommentare sie abdruckt und welche sie unter den Tisch fallen lässt. Als Hausherrin auf diesem Portal steht ihr diese Zensur auch unbenommen zu. Und natürlich geben sich die t-onliner auch den Anschein des fair play, denn sie formulieren für jeden sichtbare Etikette der Höflichkeit, des Umgangstones, der political correctness und was dergleichen Ausdrucksformen höherer Zivilisationen noch sein mögen. Wer also braunes, frauen- oder behindertenfeindliches Gedankengut zu formulieren versucht – der bleibt draußen. Recht so! Was aber ist mit jenen, die – auf demokratisch festem Boden desungeachtet mit festen Bandagen um die Wahrheit ringen, die bekanntlich meistens dort zu suchen ist, wo es weh tut und nur selten dort anzutreffen ist, wo sie der Seele Balsam auflegt?

Beispielsweise fügte der stellvertretende Chefredakteur des Landboten vor kurzem dem Diskussionsforum der t-online, das sich mit dem selbstmörderischen Unfall des Samuel Koch bei Gottschalks „Wetten dass...?“- Kolosseum das ketzerische Bedenken hinzu, dass die so tragisch geendete Hopserei des Koch jeglichen ernstzunehmenden Sinnes entbehrte, ein Ausdruck purer Dekadenz auch des gesamten Nackten-Raubaffen-Publikums vor Ort und vor den Bildschirmen war, welches sich ja dergleichen Mummenschanz nun schon seit Jahrtausenden zu seiner Unterhaltung einfordert.

Und – Herr Bajun legte den Finger auf die Wunde, die wir schon in unserem Beitrag vom 6. Dezember zu diesem Thema deutlich benannten: dass nämlich in der gleichen Zeit Hunderte, Tausende Negerkinder oder ihre von der Menschheit vergessenen und verwahrlosten Alters- und Leidensgenossen in den Favelas von Rio und Sao Paulo einen leisen, weil unspektakulären Tod starben, dass ihnen Gliedmaßen verstümmelt werden und sie zu siechen Invaliden werden vor ihrer Zeit.

Und dass sie sich das nicht ausgesucht haben, wie jener Koch bei Gottschalk. Dass niemand die Kamera auf sie richtet, wenn sie in ihrem Elend und ihrem Dreck liegen. Und dass sie keinen roten Heller dafür bekommen, wie jener Bruder Leichtfuß, der um einer schnöden Unterhaltung und Volksbelustigung, einer Jahrmarktattraktion größeren Stils sein Leben, seine Gesundheit und seine Zukunft riskierte und der nunmehr in einer – gemessen an den Verhältnissen der Dritten Welt – Luxuslinik liegt, aufgefangen von Versicherungen und einem der stabilsten sozialen Netze dieser Welt.

Wir schrieben, dass sich unser Mitleid vor der von uns zitierten Kulisse des globalen Elends bei einem solch sinnentleerten Zirkus in Grenzen hält. Das mag für viele Ohren hart klingen – zugegeben, aber verlässt diese Ansicht den Rahmen demokratisch garantierter Meinungsfreiheit? Rechtfertigt sie eine Zensur seitens der t-online? Nun – aus deren Sicht gewiss! Denn diese Perspektive konfrontiert das Stimmvieh mit seiner Erbärmlichkeit – mit dem Spiegelbild eines sensationslüsternen, vollgefressenen Raubaffen, der sich, nachdem er all seine übrigen Bedürfnisse billig befriedigen kann auf Kosten der ausgebeuteten Frauen von Bangladesch und der Kulis von Taiwan, nur noch seiner selbst bewusst werden kann, wenn er sich mit nervenkitzelnden Unterhaltungsformaten zudröhnt.

Wenn dann die langersehnte Katastrophe eintritt ist es ja ach so herrlich, sich in süßlichen Beileidsadressen zu ergehen, statt darüber nachzudenken, dass man selbst es war, der als Zuschauer diese Spielchen mit dem Schicksal anderer erheischt. Nein, man hätte das Elend Samuel Kochs nicht gewollt? Ja, warum ließ man ihn denn dann auf die Bühne? Seine Wette wäre doch nicht angenommen worden, wenn sie nicht spektakulär gewesen wäre. Und

spektakulär war sie nur, weil sie das hohe Risiko des tragischen Scheiterns in sich barg. Und genau jenes Risiko zieht die Voyeure an, wie das Aas die Schmeißfliegen. Diese einfache Kette logischer Verknüpfungen ist zwingend – und das ist es, was t-online im Namen seiner Leser fürchtet: Das Spiegelbild nämlich, das die hässliche Fratze zeigt, die beinahe jeder Mensch mehr oder weniger mit sich herumträgt und von der er nichts wissen will.

Deswegen auch die Unterdrückung des zweiten, von Herrn Bajun beinahe wortgleich einige Stunden später nachgeschossenen Artikels. Deswegen das feige Schweigen der t-online-Redaktion auf die Nachfrage Herrn Bajuns, warum t-online jeden verschmusten Sülz und auch etwas vorsichtige Kritik abdruckte, nur eben seinen Klartext nicht. Es erinnerte uns alles so abstoßend an das Schicksal jener sächsischen Lehrerin, die es unmittelbar nach den Anschlägen vom 11. September in einer sich als gefestigt betrachtenden Demokratie wagte ihre Schüler auch auf die heute unbestrittene Mitschuld der Amerikaner an diesem Verbrechen hinzuweisen und die dafür als Beamtin geschasst wurde.

Und wir alle wissen, wie schwer es ist, einen Beamten von seinem Posten oder gar aus seinem Dienstverhältnis zu entfernen. Das war keine Sternstunde der Demokratie. Das war eine Demonstration der Stärke der jämmerlichen Diktatur des Mobs, vor der nunmehr auch die mächtige t-online ihren unwürdigen Kotau in inakzeptabler Weise vollführte. Die Gelegenheit zur Stellungnahme, die wir als demokratisches Blatt der t-online einräumten, schlug diese aus. Sie versteckten sich statt dessen hinter Schweigen, einem Schweigen, dass wir nur als Ausdruck von Überheblichkeit, undemokratischer Ignoranz und oder Feigheit zu werten vermögen.

Ein spanischer Hidalgo würde vielleicht sagen: ¡Ellos se tienen no cojones! Wir wollen es an dieser Stelle nicht wörtlich übersetzen, die Phrase reflektiert auf eine gewisse Rückhaltlosigkeit eines Gegenübers – aber – Teufel noch mal – besser könnten wir es auch nicht formulieren.

Anschreiben des Kollegen Bajun an die t-online-Redaktion vom 07. Dezember 2010:

Sehr geehrte Damen und Herren,

nachdem eine eben an Sie verfasste Nachricht unbestätigt im Nirvana verschwand, will ich es noch einmal versuchen. Ich habe heute zweimal das Geschehen um Samuel Koch kommentiert. Beide Kommentare, gegen 15:00 Uhr und 19:45 Uhr abgeschickt, wurden nicht veröffentlicht. Weder verstießen meine nicht dem Mainstream entsprechenden Kommentare gegen Ihre Etikette noch enthielten Sie Äußerungen, die sich als für einen demokratischen Meinungsaustausch obsolet darstellen.

Ganz im Gegenteil machte ich darauf aufmerksam, dass in der Zeit, als Koch seine sinnentleerten Akrobatiken abzog, in der Dritten Welt hunderte Kinder an Hunger verreckten, die ihr erbärmliches Schicksal nicht durch eine eigene Wahl hätten ändern können. Ich mahnte an, dass sich um diese armen Teufel niemand melancholisch macht, wohl aber um einen jungen Menschen, der um eigener Eitelkeit willen das Schicksal herausfordert und dabei scheitert. In der verweigerten Veröffentlichung meiner Meinung erkenne ich einen Akt der Zensur und fühle mich daher als demokratischer Journalist gefordert, darüber zu berichten. Sollten Sie sich zu dem Vorgang bis morgen 18:00 Uhr zu der Sache äußern, werde ich Ihre Ansicht in meinen Bericht einfließen lassen.

Kotofej K. Bajun

Ni hao, Tunis!***

Ben Ali und Europa schwimmen die Felle weg

Don M. Barbagrigia

Westliche Gesellschaftsmodelle waren noch nie etwas für die arabische Welt, von den okzidental Vorstellungen über Demokratie und Menschenrechte ganz zu schweigen. Der Orient unter der grünen Fahne des Propheten schrieb seit jeher fort, was der Mann Abram aus Uruk im Zweistromland an Ideen nach Kanaan mitgebracht hatte. Das waren patriarchale Ideen: Der Vater beherrscht die Familie, der Clanchef die Sippe, der König, Scheich, Emir, Sultan, Kalif... das Volk und über allem thronend – Allah! Selbstredend erhellet aus der logischen Abfolge dieser Aufzählungen, dass es sich bei Allah keinesfalls um eine Frau handeln kann, selbst wenn IHM/IHR die zu Gebote stehende Allmacht das gestattet.

Sollte der Höchste, SEIN Name sei gepriesen, auf solch schräge Gedanken verfallen, so würde er ganz sicher Adressat einer gepfefferten Fatwa werden, die IHM/IHR solchen Unfug austreibt. Denn der Vorrat an Wahnsinnigen, die sich Allah Vorschriften zu machen erlauben und dann noch rotzfrech in SEINEM/IHREM Namen zu sprechen vorgeben, wird nicht kleiner. So verhält es sich auch mit allem anderen, was nicht den tradierten Überlieferungen entspricht. Demokratie und Menschenrechte werden ebenfalls von keiner Sure thematisiert. Also was wollen die dämlichen Franken, die Söhne des Scheitans, die sich schon vor den Mauern von al-Quds, sprich Jerusalem, die morschen Zähne ausgebissen haben? Man muss nicht Lawrence von Arabien heißen, um sich in die Denkweise der Wüstensöhne hineinzusetzen.

Wenn einzelne arabische Staaten so etwas wie Parlamente installieren, dann, weil ihnen an den Subsidien des Westens gelegen ist, bzw. weil ihnen die westliche Waffenhilfe gegen ihre internen Feinde ganz gelegen kommt. Da ist der Beduine schon mal zu Kompromissen aufgelegt. Nee, nicht in echt! Das ist nur Affentheater für die ungläubigen Hunde. Unter der Oberfläche funktioniert das gute und altbewährte System der Muftis, Agas, Kalifen, Scheichs, Sultane, Chefs der Baath-Partei, Staatsoberhäupter und anderer Beherrscher der Gläubigen. Die einzige ernstzunehmende Demokratie im Nahen Osten heißt Israel. Auch das System Mubarak in Ägypten ist nur eine jämmerliche Farce, wie auch die benachbarte Große Sozialistische Libysch-Arabische Volks-Dschamahirija.

Wenn der bekennende Sozialist Oberst Gaddafi nicht so kreuzgefährlich wäre, würden wir uns im Wüstensand kringeln vor Lachen. Aber die Krone setzte dem ganzen arabischen Possenspiel – welches als Volksbelustigung doch so gar nicht ins panarabische Repertoire gehört - Zine el-Abidine Ben Ali auf wie einen schlecht gewickelten Turban. Tunesiens Herrscher von 1987 bis 2011 muss die Nähe zum antiken Karthago nicht bekommen sein. Nachdem er Habib Bourguiba abgelöst hatte, entwickelte er alle seine Talente zum orientalischen Despoten wie ein Pfau seinen prachtvollen Schwanz. Er musste auf samtene Kissen sitzen – mochten seine Untertanen auch verrecken vor Hunger.

Warum nur tauchen beim Schreiben dieser Zeilen vor den Fenstern der Redaktion die Schatten des Ehepaares Elena und Nicolae Ceaușescu unheilvoll hin und her wabernd auf? Auch Ben Alis Weib ist nur eine kleine Friseurin, eine menschliche Doppelnull wie Elena, die sich im richtigen Augenblick erst den richtigen Mann und dann 25 Tonnen (!) Gold gekrallt hat. Woher die auf einmal kommen? Nun, die hatte letzterer

den unglücklichen, weil bettelarmen Tunesiern im Laufe zweier Jahrzehnte abgegaunert. Touristen, häufig aus dem reichen Westeuropa, schleppten das Geld in den Wüstenstaat. Ob die Schatten des Roten Vampirs auch vor den Fenstern Ben Alis und seines elenden Ehegespons' im saudi-arabischen Exil herumgeistern? Das wäre sicher sehr unangenehm, denn beider Spuklaken dürften ziemlich durchlöchert sein von den Schüssen zu Tergowisch. Ja, auch das zählt zu den löblichen Traditionen im goldenen Arabien, dem Land von Weihrauch und Myrrhe: Personelle Probleme mit wackelnden Tyrannen löst man optimal mit dem Messer, der seidenen Schnur oder ganz unprosaisch mit einer Maschinenpistole. Doch selbst wenn sich die bestohlenen Tunesier das Gold zurückholen, das ihnen die diebische Friseurin geklaut hat, wird ihnen das nicht viel weiterhelfen. 782 Millionen Euro reichen vorne und hinten nicht für das in Grund und Boden gewirtschaftete Land am Golf von Gabes. Ein wäre nur ein symbolischer Tropfen auf dem heißen Stein. Weiter nichts. Das eben ist die Krux an der ganzen Geschichte.

Man soll sich doch nicht blenden lassen vom märchenhaften Reichtum der morgenländischen Emire und Scheichs. Sie verkaufen etwas, wofür sie keinen Finger krumm machen mussten und was ihnen Allah quasi in den Schoß gelegt hat: Den Rohstoff Erdöl nämlich. Wenn der zur Neige geht, wird das Gros ihrer Untertanen genau das Bild abgeben, wie es sich vor hundert, vor tausend, vor zweitausend Jahren bot: Ein Haufen magerer Bettler, die mit krummem Dolche ihre paar Kamele und Zicken bewachen und froh sind, wenn sie ihre Familie man eben so durchbringen. Diese archaischen Gesellschaftsmodelle taugen nicht mehr für die Neuzeit. Leider Gottes behindert der Ölreichtum die betroffenen Völker an der geistigen Weiterentwicklung. Es ist so eine Art Paris-Hilton-Syndrom: Warum die Mühen des Nachdenkens auf sich nehmen – die American Express Card ist doch mit Millionen gedeckt!

Doch wir leben in einer Epoche die uns noch miterleben lässt wie Gods Own Country sang- und klanglos absäuft. Spätestens wenn ein Flugzeugträger mit dem Namen „Zheng He“ durch den Pazifik pflügt, weiß auch der letzte Kameltreiber, dass die neue Schutz-, Welt- und Supermacht China heißt und es keiner in ein Finanzzentrum rasender Flugzeuge mehr bedarf. Bei den Chinesen würde sich das sowieso niemand wagen. Denn jeder fundamentalistische Idiot weiß schon heute ganz genau, dass der Drache ihn, seine Sippe und sein Volk verdampfen würde, wenn sie ein solches Assassinenstückchen auch nur in Erwägung zögen. Ansonsten ist das 1,7 Milliarden-Volk sehr umgänglich. Das Reich der Mitte hält es nämlich mit gewissen, in der Vergangenheit sehr bewährten und klugen geopolitischen Traditionen, die weitaus unaufdringlicher einher kommen, als die kreuzfahrerischen, kolonialen und neokolonialen fränkischen Hunde und ihre amerikanischen Bastarde. Insofern wird gerade, was Afrika und Asien betrifft, das berühmte chinesische Lächeln so breit wie der Gelbe Fluss werden. Es ist dieses gütige Toleranz verheißende Lächeln, dass huldvoll über alle „Handelspartner“ des Drachenthrones wärmend hernieder scheint wie die liebe Sonne, solange diese Freunde Chinas brav ihre Tributkarawanen nach Peking entsenden.

Man kann sich darauf verlassen, dass das Reich der Mitte bei der Ausplünderung der Welt immer ein gesundes Maß halten wird – Ying und Yang, etwas, was der westlichen Hemisphäre trotz aller Aufklärung seit jeher fremd war. Selbst der vorteilhafteste Handel wird nur im Zeichen der Harmonie geschlossen, der Ausgewogenheit und der überzeugenden Suggestion des Übervorteilten, dass er trotz allem noch immer den besten aller Schnitte macht. Dieses Gefühl haben die Abendländer den Orientalen nie gegeben. Im Gegenteil: Kolonialer Dünkel wies selbst den „verbündeten“ Arabern den Wert eines Haufen Drecks zu. Das alles wird sich nun rächen. Peu a peu. Man darf gewiss sein, dass der Sohn der Sonne und alle seine

*** ni hao, chin. Guten Tag

Mandarine die Vorgänge in Tunis sehr interessiert ins Auge fassen. Kuba vor den Toren Europas – und das alles mit ein bisschen Entwicklungshilfe auf Hypothekenbasis. Besser geht's nicht. Zumal es als gesichert gilt, dass Tunesien ein Initialfunke sein könnte, der das arabische Pulverfass zum explodieren bringt. Wenn das geschieht, könnte es von heute auf morgen nicht nur vorbei sein mit Tausend und einer Nacht, sondern darüber hinaus auch mit dem europäischen Einfluss vor seiner südlichen und südöstlichen Haustüre. Die jugendlichen Demonstranten von Tunis haben Hunger. Wenn Europa nicht verdammt aufpasst, werden sie ihr Falafel in absehbarer Zeit mit Stäbchen essen – ein Traditionsbruch, mit dem sogar das glückliche Arabien fertig werden dürfte.

Rache für Macao

China kauft Staatsanleihen von Portugal

Akinokawa Michi

Die dramatische Veränderung der Welten postulierte einst Herr Tolkien in seinem monumentalen Epos „Der Herr der Ringe“. Nicht nur die Kontinente, nein, auch gewaltige politische Machtblöcke verschieben sich, brechen auseinander, formieren sich neu. Die Spots der Macht wandern über den Globus, ruhelos und keine Rücksicht nehmend auf die einstige Größe, die einstige Bedeutung von Landstrichen und ihren Bewohnern. Wo sind sie geblieben, die Großreiche der Induskultur, des fruchtbaren Halbmonds, Persiens, Griechenlands, Ägyptens, Perus, der Azteken, Olmeken, Totonaken, Maya, Inka...? Ja, selbst Rom, das Mentalität und Werdegang des Abendlandes bis zum heutigen Tage bestimmt – es ist nicht mehr. Es folgte das Reich Dschingis Chans, dessen Nachfolger leidvoll erfahren mussten, dass man ein Imperium zwar aus dem Sattel erobern, aber kaum aus dem Sattel regieren kann.

Es folgte das Reich Karls V., des Habsburgers, der von sich behaupten durfte, dass über seinem Herrschaftsgebiet die Sonne nie untergehe. Hinfort. Weggeblasen die räuberischen Flotten der Spanier, in Rauch aufgegangen das Britisch Empire und selbst der Sowjet-Staat, der ein Sechstel der Erdoberfläche bedeckte und die Zukunft der Menschheit für sich gepachtet zu haben glaubte, ging nach nicht einmal sieben Jahrzehnten sang- und klanglos den Bach hinunter. „Sie haben China vergessen“, höre ich rufen. Habe ich nicht! Seit Kaiser Qin Shihuangdi blieb China zwar das mächtige Reich der Mitte, verspielte in seiner Geschichte aber mehrfach und konsequent alle Chancen, zur Weltmacht emporzusteigen. Am Spektakulärsten ist wohl der Verzicht auf die Vormachtsposition als unangefochten herrschende Seemacht zu sehen, welcher nach dem Tode des größten Admirals aller Zeiten, Zheng Hes, im Jahre 1433 erfolgte. Auf der einen Seite scheint es, als hätte es sich bei diesem Schritt als Ausdruck der Selbstbescheidung um einen weisen und von Weitsicht getragenen Schachzug gehandelt, der China vor dem unzeitigen Verfall bewahrte.

Dieser ereilt bekanntlich Nationen zwangsläufig, wenn sie denn zu groß und zu alt geworden sind. Auf der anderen Seite aber brachte die damit verbundene Isolation Chinas einen Verlust an globaler Kommunikation. Die einstige technische Supermacht verkam zu einem spätfeudalen Anachronismus, unfähig zu Wandel und Erneuerung. China wurde anfällig für die Invasionen ausländischer Mächte. Die Mandschu kamen und die Japaner und die europäischen Kolonialmächte lagen auch schon auf der Lauer. Die Portugiesen, die ihre alten Weltmachträume aus der Zeit da Gamas und des Seefahrer-Prinzen Heinrich noch immer nicht ganz begraben

hatten, schufen sich mit dem Hongkong gegenüberliegenden Ufer Macao einen Stützpunkt, der ihnen zollfreien Handel und Wandel in einer der ergiebigsten und umtriebigen Zonen Asiens ermöglichte. Doch 1999, als der mit den Briten geschlossene Pachtvertrag für Hongkong auslief und die Metropole als Sonderverwaltungszone an Rotchina zurückgefallen war, da schlug auch die Stunde Macaos. Der Rote Drache, der nach den Jahrzehnten des kommunistischen Wahnsinns mit Agonie und Ruin zu kämpfen hatte, hoffnungslos abgeschlagen vom internationalen Wirtschaftsgeschehen, rappelte sich wie Phönix aus der Asche.

Maos Erben waren bereits auf dem Sprung zur Supermacht, als sie sich beide Wirtschaftszentren einverleibten. Dabei waren die Spätkommunisten klug genug, die beiden pulsierenden Orte nicht nahtlos in den Rest des Imperiums zu integrieren. Das ohnehin boomende Land gewann auf diese Weise noch zwei international etablierte Finanz- und Handelsschwerpunkte dazu. Für das einst portugiesische Formosa, heute Taiwan oder Nationalchina genannt, ist diese Regelung gleichzeitig ein einladender Wink mit dem Zaunpfahl, wie moderat man mit einer Wiedervereinigung umzugehen gewillt wäre. Tibet mag das anders sehen. Aber das nur nebenbei.

Wichtig ist, die ehemalige Großmacht Portugal, damals Herrin über große Teile der Welt, hat als Mitglied der Europäischen Union abgewirtschaftet und muss um Mittel aus dem Rettungsfonds betteln. Die Senhores, die einst die chinesischen Kulis über das Pflaster Macaos traben ließen, sind pleite. Und wer bietet lächelnd Hilfe an? Rotchina! Doll! Das ist eine Sternstunde der Geschichtswissenschaft, der Politik, der Lehre von der Vergänglichkeit aller Dinge, die fest und für die Ewigkeit zementiert scheinen. China kauft portugiesische Staatsanleihen um den einstigen Kolonialherren vor dem Absaufen zu bewahren.

Ein Zeichen der Großmut? Blödsinn! Der Taoismus predigt keine christliche Nächstenliebe. Die Chinesen ticken anders. Sie haben aus den katastrophalen Fehlern ihrer Geschichte gelernt und wollen sich kein zweites Mal das Heft des Handelns aus der Hand nehmen lassen. Also eine Art sublimer, kaltlächelnder Rache für alle die erlittenen Demütigungen aus der Kolonialzeit? Fehlanzeige. Dafür rechnen die Chinesen zu trocken und zu nüchtern. Es interessiert sie nicht. Was sie interessiert, ist der Einfluss in Europa, den sie mit dem Ankauf der portugiesischen Staatsanleihen erwarten dürfen. Es ist wie einst bei den Khanen der Steppe: Jedes Türchen, das ihnen den Weg nach Europa öffnet, ist willkommen und wird gern durchschritten.

Noch nämlich ist Europa nicht völlig am Ende. Noch kann man ruhigen Gewissens Europa als kaufkräftigen Markt wahrnehmen und dort entsprechend investieren um sich den Absatz zu sichern. Wir werden also gewiss noch erleben, wie große Limousinen am Tejo vorfahren, gesteuert von portugiesischen Chauffeuren, die dann ihren mandeläugigen Dienstherrn dienernd den Schlag öffnen. Das ist sicherlich eine ausgleichende Gerechtigkeit der Geschichte, aber auch eine Mahnung, vor allem für die aufstrebenden Chinesen: Keine Hausse währt ewig, früher oder später kehren sich alle Verhältnisse um.

Und – wenn wir schon die Vergangenheit bemühen: Der Kometeneinschlag in Yucatan lehrt uns, dass die Größten am anfälligsten waren. Die Kleinen, die unscheinbar unter der Erde lebten, die haben den Untergang der Welt überstanden. Wenn die an Saurierfossilien reichen Chinesen diese Argumentation adäquat würdigten, dann würden sie aufhören Taiwan zu bedrängen, sie würden den Potala an seine Heiligkeit den Dalai Lama zurückgeben und sie würden ihre muselmanischen und buddhistischen Randvölker laufen lassen. Das wäre sicher keine Garantie für eine

selbstbestimmte Zukunft, aber es wäre doch ein gut Stück unwahrscheinlicher, dass eines Tages wieder chinesische Kulis portugiesische Senhores über das Pflaster Macaos schleppen müssen. Denn ein Fehler wird erst dann ein Fehler, wenn man einen zweiten hinzufügt und ein kluger Mann ist der, welcher es beizeiten lernt auf eines fremden Mannes Arsch durchs Feuer zu reiten. Sie haben sich eine gute Sprungposition erarbeitet, die Han-Chinesen. Der geplante Aufkauf der portugiesischen Staatsanleihen indiziert dieses deutlich. Sie stehen nun am Scheideweg, Supermacht oder Supertrötel – das ist nun die Frage.

Samuel und Ikarus

Ein tiefer Sturz für nichts

B. St. Fjollfross

Ikarus ist abgestürzt, weil er mit seinem Vater, dem Ingenieur Dädalus von Kreta fliehen wollte. Das hatte einen Sinn, einen nachvollziehbaren Grund. Ganz anders Samuel Koch. Auch Samuel wollte hoch hinaus und fiel tief. Er hat sich auf die Nase gelegt und liegt jetzt im Universitätskrankenhaus Düsseldorf und im künstlichen Koma obendrein. Das dumme Deutschland stöhnt auf und hält sich in brüderlicher Einheitsgeste die Hand vor den Mund. Man ist kollektiv entsetzt und zeigt sich besorgt um das Schicksal des jungen Mannes. Dieses ist zunächst einmal von jenem in Thomas Gottschalks im ZDF ausgestrahlten „Wetten dass...?“-Format herausgefordert worden und hat sich gegen den angehenden Stuntman mit einem klaren 1:0 durchgesetzt. Samuel wollte nämlich mit Sprungfedern an den Füßen im Salto sprung ein entgegenkommendes Automobil überhopsen, welches – oh Götter, ihr habt wahrlich Sinn für Humor – von seinem Vater gesteuert wurde.

Der erste Versuch ging glatt und Samuel zeigte der unterhaltungssüchtigen Nation, wie das Ganze aussehen soll. Bei Papas Auto dann ging's schief. Samuel lag offensichtlich schwer verletzt auf dem Boden, die Kameras schwenkten weg, Menschen scharrrten sich um ihn, ein hysterisches Weib kreischte nach einem Vorhang. Warum eigentlich wird immer nur der strahlende Sieger gezeigt und nie der Verlierer in seinem Elend? Das birgt sicher auch ein gewisses pädagogisches Element, nicht zu reden davon, wie es das sensationsgeile Volk gefreut hätte, das schon seinerzeit die Ränge und Tribünen des Colosseums bevölkerte um Mensch und Kreatur blutig verrecken zu sehen! Es behauptete doch niemand, die menschliche Natur hätte sich seither gewandelt. Oder warum kracht es so oft auf den deutschen Straßen, weil Gaffer sich nicht mehr auf das Verkehrsgeschehen konzentrieren sondern auf das blutige Geschehen auf der anderen Straßenseite. Wie dem auch sei: Gottschalk brach die Sendung ab.

Wir waren darob frohen Mutes, ein zehnjähriges Kind, dass sich seit Wochen auf Gottschalks Colosseum gefreut hatte, weinte bitterlich. Auch sie zeigte sich besorgt um das Schicksal des jungen Irren. Bedauerlicherweise konnte auch sie uns nicht erklären, welcher Sinn in diesen waghalsigen Sprüngen zu suchen sei. Ihre Trauer und Besorgnis wollen wir uns nicht zu eigen machen. Denn, in just der Zeit, während das menschliche Känguru seine tollkühnen Hopper vollführte, verreckten in Afrika hunderte Kinder an Hunger, Aids oder ließen sich als Kindersoldaten über den Haufen ballern. Wer jammert um diese? Hätten die es nicht tausendmal mehr verdient? Kamikaze-Sammy hatte sich den Job ausgesucht, der ihm das Genick anknackste. Wir wissen nicht, ob er Gottschalks Show als Sprungbrett für seine Karriere einkalkulierte oder ob ihn die blanke Eitelkeit trieb. Was wir aber als sicher annehmen ist, dass er von niemandem dorthin gezwungen wurde. Unsere

armen Teufel in Afrika aber haben keine Wahl. Die meisten von ihnen werden nicht einmal das Wunderwerk einer modernen Filmkamera je zu Gesicht bekommen, die angesichts ihres Elends weg schwenken könnte um die gaffenden Blicke des Zuschauers von den Opfern fernzuhalten. Sie verrecken wie die Fliegen und es schert niemanden. Es ist ihr massenhafter, anonymer und unbeobachteter Tod nach immer dem selben Muster, der sie völlig uninteressant sein lässt, in den allermeisten Fällen wenig spektakulär und – leider Gottes außerhalb von Gottschalks Arena.

Nein, Samuel hat einen hohen Einsatz riskiert und grandios verloren. Das ist sein Problem. Ebenso ist es wohl das Problem seines Vaters, der den Unglückswagen steuerte, hinter dessen Auspuff Samuels Zukunftsträume zerbrachen. Er mag sich fragen, welche Erziehung er seinem Wohlstandslümmel angedeihen ließ, dass dieser sich aus purer Dekadenz mit solch unproduktivem Mist abgab, der keinen Menschen auf dieser Welt auch nur einen trockenen Kanten Brot beschert. Die Mitschuld des Alten ist offensichtlich, denn wäre er gegen diesen Irrsinn gewesen, schwerlich hätte er das Fahrzeug gelenkt, dass seinem Spross zum Verhängnis wurde. Auch Gottschalk, der uns als der intellektuell Beschlagenste des ganzen Haufens dünkt, sollte nunmehr in sich gehen und über das alte Sprichwort nachdenken, das sich in seiner Sendung vor den Augen eines Millionenpublikums materialisiert hat: Hochmut kommt eben vor dem Fall.

Sittenstrolch und Schreibtischtäter

was sie trennt – was sie verbindet

Don M. Barbagrighia

Olaf H. ist ein Schweinehund, der seine bürgerlichen Rechte und seine Daseinsberechtigung in den Dreck getreten hat, gleich neben die Leiche des kleinen, von ihm bestialisch ermordeten Mirko aus Grefrath. Mirko war nicht das letzte Kind, das solchen Monstern zum Opfer gefallen ist. Wieder und wieder und wieder werden wir die Zeitung aufschlagen, das Radio anstellen, den Fernseher anschalten und lesen, hören und sehen, dass ein Kind vermisst wird, dass wieder verzweifelte Eltern hoffen, ihr Kind sei „nur“ entführt worden und sie würden es doch noch eines Tages in die Arme schließen können.

Wir werden traurig und entsetzt zur Kenntnis nehmen, dass wieder eine kranke Canaille ihre Triebe an einem wehrlosen, kleinen Menschen abreagiert hat. Es ist ein nicht enden wollender Albtraum, begründet in der Fehlerquote, die allem Lebendigen anhaftet. Es ist die Gesetzmäßigkeit, welche Menschen krebskrank werden und menschliche Krebsgeschwüre die Gesellschaft bedrohen lässt. Man kann sie nicht ausrotten, wie sehr man sich dies auch wünschen würde. Immer muss erst ein Mädchen, ein Junge oder eine junge Frau an Leben und Gesundheit geschädigt werden, ehe man dieser Krebsgeschwüre habhaft wird und die Menschen wenigstens halbwegs schützen kann. Es ist fatal. Es ist zermürbend.

Doch noch ein weiterer Aspekt drängt sich bei dieser Katastrophe auf. Dem Richter R. des Berliner Familiengerichts Tempelhof-Kreuzberg wurde von einem verzweifelten Vater im Jahre 1997 „faschistoides“ Verhalten vorgeworfen. Prompt nahm der Richter die Äußerung zu den Akten, um sie im fernerer Verlauf des Verfahrens gegen den Mann zu verwenden. Für den war es gleichgültig, ob der Richter R. als bürgerlich etablierter Beamter eines Rechtsstaates auftrat oder aber ob er in einer SS-Uniform an der Rampe von Auschwitz gestanden hätte. Das Ergebnis war dasselbe: Tot war die Ehefrau,

fort für alle Zeiten war die sechsjährige Tochter. Keine Nachricht über diese Apokalypse fand den Weg in die deutsche Medienlandschaft. Kein Gottesdienst betrauerte diesen Verlust. Keine Menschenmenge ließ weiße Luftballons mit den Namen Evelyn und Anna in den Himmel steigen. Kein Präses einer evangelischen Kirche und kein sonstwie garteter Seelsorger kümmerte sich um den in seinem Elend völlig alleingelassenen Mann. Worin lag der Unterschied? Gewiss nicht in dem ungeheuren Leid, welches dem Totalverlust der eigenen Familie entwuchs.

Der Unterschied liegt in einer anerzogenen moralischen Bewertung durch das Volk: Olaf H. ist ein Verbrecher, der den Zehnjährigen vergewaltigte und ermordete, weil er seine eigene perverse Lust befriedigen und im Anschluss seine widerliche Tat verschleiern wollte.

Richter R. und den ihm zuarbeitenden Angestellten des Stadtbezirks-Jugendamtes L. von Groß-Berlin wird dagegen schon in Ansehung von Amt und Bestallung in ihren Handlungen eine Uneigennützigkeit unterstellt. Wenn ihre Entscheidungen in die Katastrophe führen, dann attestiert man diesen Leuten schlimmstenfalls Inkompetenz, die im Zusammenspiel mit den hehren Absichten entschuldigend wirkt.

Zudem haben diese Leute ja auch niemanden angefasst. Sie holen keine kleinen Mädchen von ihrem Pony-Wagen und keine kleinen Jungs von ihrem Fahrrad. Sie sind Schreibtischtäter. Ihre tragische Effizienz aber ist dieselbe. Das Grauen, das sie mit ihren Gutachten, Äußerungen zur Sache, Stellungnahmen, Verfügungen, Urteilen und vor allem mit ihren Unterschriften verursachen, steht dem in nichts nach, was Mirkos Eltern nun durchstehen müssen.

Und so, wie es nunmehr schon Dutzende und Aberdutzende Angehörige gibt, die ihre ermordeten Kinder, Geschwister, Enkel nur noch auf dem Kirchhof besuchen können, so zählt die Gemeinschaft der von überforderten, von krankhaften Helfersyndromen in die völlige fachliche Inkompetenz manövierten Beamten und Angestellten zerstörten Familien schon nach Hunderten, wenn nicht sogar Tausenden.

Dass der junge Mann damals den Ausdruck „faschistoid“ gebrauchte, bedarf weder einer Entschuldigung noch einer Korrektur. Auch die Inquisitoren des Mittelalters versahen sich nach bestem Wissen und Gewissen mit wissenschaftlichen Fallgutachten, ehe sie eine Hexe verbrannten.

Auch die SS-Leute von Auschwitz, die auf der Grundlage der „wissenschaftlich“ begründeten und untermauerten faschistischen Rassengesetze von Nürnberg Menschen ins Gas schickten, arbeiteten in aller Regel nicht aus Selbstsucht oder zur Befriedigung eines krankhaften Egos. Wenngleich letzteres einer solchen Tätigkeit mit Sicherheit zuträglich war. All diese Leute waren im Dienste eines Gemeinwesens besoldet und handelten in dessen Auftrag und wohl formuliertem Interesse.

Nichts anderes tut der Familienrichter R, tun seine nachgeordneten Helfershelfer im L.er Jugendamt. Sie bleiben uns den Beweis schuldig, dass ihre Tätigkeit auf einer solider belegten Grundlage steht. Die Ergebnisse ihres Versagens zeugen wider sie.

Mit dem Attribut faschistoid ist weder der Richter R. noch das Jugendamt Lichtenberg als faschistisch gebrandmarkt worden. Wohl aber wurde ihre Vorgehensweise in einen Kontext gestellt, der sich mit den Taten der Faschisten aller Couleur durchaus vergleichen lässt. Sie handeln nach der Maßgabe ihrer Reglements und ihres Unverstandes, mit dem sie diese

Reglements auf die für sie nicht mehr zu überblickenden Situationen des Alltags applizieren. Leider wird man sich auch vor diesen Menschen, die das Schicksal vieler Zeitgenossen so nachhaltig beeinflussen, nie schützen können.

Sie repräsentieren nur eine andere Sorte, eine Invariante gesellschaftlicher Geschwüre. Was man aber machen kann und was man machen muss, ist, die Taten dieser Menschen vor dem Hintergrund ihrer verbrecherischen Konsequenzen neu zu bewerten und den Strafanon zu verschärfen, ihn zunächst einmal auch auf solch fahrlässig agierende Beamte und Angestellte auszuweiten.

Es ist überhaupt eine kardinale Aufgabe, diesen im staatlichen Auftrag Handelnden den Nimbus des Sakrosankten zu nehmen. Es darf auch keine Entschuldigung mehr darstellen, dass man eine Katastrophe ja nicht in böser und eigennütziger Absicht angerichtet habe. Et ceterum censeo...: Hat ein Architekt eine Brücke schlampig gebaut, und sind deshalb Menschen und Tiere zu Tode gekommen, so mag es vielleicht bei der Strafzumessung eine Rolle spielen, aus welcher persönlichen Schwäche heraus er die Nemesis über andere hereinbrechen ließ. Der Tod und das Leid der zu Schaden Gekommenen aber egalisieren die Intentionsfrage beinahe vollständig.

Doch – selten genug von der Justiz belangt, muss ein staatlich beauftragter Menschenschlag in dermaßen verantwortlicher Stellung eine solcherart privilegierte Behandlung geradezu als Einladung zu einem verantwortungsarmen Verhalten begreifen.

Wer diesen Ton als zu rüde empfindet, der möge sich an die Wormser Prozesse erinnern. Die Traumata der Justizopfer von damals dürften bis heute so wenig verheilt sein als das Leid derer, deren Angehörige zu Opfern von Sittenstrolchen wurden.

Die Verbrecher in Robe und Talar, sowie ihre Komplizen aus den Jugendämtern sind nie zur Rechenschaft gezogen worden und fühlen sich auch heute noch rotzfroh im Rechte! Olaf H. gehört auf die Anklagebank und von dieser schnurstracks in eine Verwahrung, die dem Verlust seiner Menschenrechte Rechnung trägt.

Neben ihm aber wollen wir Heinrich Institoris sitzen sehen, neben diesem Rudolf Höß, neben diesem den Richter R. und die Jugendamts-Angestellte G. und alle ihre Spießgesellen.

Das Volk, das seine Trauer um Mirko verarbeitet, indem es weiße Luftballons in den Grefrathener Himmel steigen lässt, hat es in der Hand, nicht nur den „privaten“ Verbrechern wie Olaf H. Einhalt zu gebieten. Es kann, es muss auch den institutionalisierten Kriminellen Handschellen anlegen. Im eigenen Interesse – denn der Trauernde von heute kann das Opfer von morgen werden. Die Gefahr ist nicht zu unterschätzen.

Wir fühlen den Vorwurf im Raume stehen, wir hätten das Kind Mirco, all seine Leidensgenossen oder deren Eltern vor unseren Karren gespannt. Das können wir nicht zur Gänze von der Hand weisen. Dennoch – was können wir denn für den toten Mirco und all die anderen Kinder und ihre Angehörigen sonst tun? Ihnen das Leben zurückzugeben – das vermag niemand. Aber gegen die von Menschen unter dem Diktat ihrer Selbstsucht und ihres Unverstandes begangenen Verbrechen, die noch oft unendlichen Schmerz über Legionen von Unschuldigen bringen werden, können wir ankämpfen. Und wir werden es tun, solange noch ein Hauch von Atem in uns ist. Das sind wir nicht zuletzt dem kleinen Mirco von Grefrath und der kleinen Anna von Berlin schuldig. Amen

Snooker-Zauber im Tempodrom

Mark J. Williams holt den German Masters 2011

Michael L. Hübner

Die halbe Redaktion besteht aus Sumo- und aus Dart-Fans. Selten verpassen wir eine Sendung, wengleich uns das deutsche Fernsehen Sumo seit einigen Jahren vorenthält. Wenn aber Rolf Kalb zum Snooker einlädt, dann gibt es kein Halten mehr. Es ist wohl die Ausstrahlung dieses leisen und eleganten Sports, der gleichermaßen den Geist und die Geschicklichkeit fordert, die uns fasziniert. Am Tableau stehen Gentlemen, sauber und adrett gekleidet, ruhig und ausgeglichen. Sie spielen Schach mit dem Queue, sie leisten überragende Kopfarbeit und lassen die Bälle nach ihren Vorstellungen über das grüne Tuch gleiten. Selbst wenn die Sache völlig verfahren ist, selbst nach dem dritten „Foul and a Miss“, selbst wenn ihnen der Ball von der Queue-Spitze geglitten ist – die Gentlemen bleiben in aller Regel die Ruhe selbst. Sie fluchen nicht, sie führen keine Affentänze auf, wie die millionenschweren, kurzberockten Gören mit dem Tennisschläger auf dem Center Court.

Es stinkt nicht durch die Fernseh-Röhre nach Abgasen, es dröhnt nicht durch die Lautsprecher und die Augen müssen nicht mit ansehen, wie Mensch, Vieh und Landschaft unter der „Sportlichkeit“ einiger zweifelhaft ehrgeiziger Zeitgenossen und ihrer ebenso verblödeten wie stumpfsinnigen Anhängerschar leiden müssen. Wir müssen nicht beobachten, wie Verletzte vom Spielfeld getragen werden. Ach, Billard ist einfach nur schön und Snooker ist die Königin des Billards. Es ist sicherlich ein kleiner Wermutstropfen, dass der Zirkel der Weltbesten dieses Sports zur Zeit noch ausschließlich aus Engländern, Walisern, Schotten, Australiern, Festlandchinesen und einem Mann aus Hongkong besteht.

Doch nun schmeckt der Wein wieder. Denn ein Weltranglisten-Tourier kam nach Berlin. Die German Masters wurden im Kreuzberger Tempodrom ausgetragen. Am Sonntag, dem 7. Februar 2011 fand dann das Finale zwischen den beiden „Marks“ statt. Der 35-jährigen Mark J. Williams aus Wales, auch The Welsh Potting Machine genannt, traf auf den Jester from Leicester, Mark „the Shark“ Selby.

Was die beiden boten, das riss uns von den Sitzen. Das war Zauberei, das war ein Auf und Ab, das war Hochspannung, wie sie kein Hitchcock je geboten hat. Großer Gott! Dieses Finale wird einiges für den deutschen Billardsport geleistet haben. Vor allem aber wird den Engländern und den Chinesen der Kiefer heruntergeklappt sein, als sich der knappe aber hervorragende Sieger Mark Williams tief bewegt bei den 2.500 Zuschauern bedankte. Die waren diszipliniert und aus dem Häuschen zugleich. Das hatte schon etwas von Volksfeststimmung.

Keine Häme, pure Begeisterung für beide Ausnahmesportler, wenn sie denn wieder mal legendäre Bälle „potteten“, wenn sie dem anderen einen Snooker legten, der sich gewaschen hatte, wenn der andere mit nicht minder faszinierender Genialität dem Snooker entkam. Wir verfolgen schon seit Jahren die Snooker-Spitzenaustragungen – aber so etwas wie dieses Finale in Berlin – so etwas gab es noch nicht! Nicht einmal der Umstand, dass Jan Verhaas, der holländische Schiedsrichter, zwei mal in wenigen Minuten einen Frame neu aufsetzen musste, weil sich beide Finalisten in ein Patt gespielt hatten, was dann noch drei weitere „Re-Racks“ in den nächsten Frames zur Folge hatte. Es war diese freundliche Begeisterung, diese unglaubliche Anteilnahme des Publikums, das trotzdem nicht in die launige Bierzelatmosphäre wie im Londoner Alexandra Palace verfiel, wo die Darter ihre Pfeile werfen.

Die Gentlemen boten einen großen Abend: vier Stunden und zwei Minuten Unterhaltung auf höchstem Niveau. 9:7 stand es am Ende für den Waliser. Leider kennen wir keinen walisischen Whiskey. So ließen wir einen guten Tropfen aus Irland, dem grünen Nachbarlande von Wales, in die Gläser plätschern. Ein Hoch auf Mark J. Williams, dessen grandioses Comeback wir feierten, dessen knappe Niederlage gegen John Higgins bei den UK-Championships im letzten Jahre wir betrauertem und dem wir den verdienten Sieg von Herzen wünschten. Ein Hoch auch auf Mark Selby, der seine Haut teuer verkaufte und der Snooker bot, das atemlos machte. Ein Hoch auf die Hauptstadt, die Weltpitzensnooker nach Deutschland holte und damit eine Grundlage dafür schuf, dass wir bald auch wieder einen deutschen Namen bei den Top 20 finden werden.

Bevor wir die Feder aus der Hand legen, noch einmal unser Gruß nach Cwm, Wales: „Congratulations Mr. „Mark J. Potting Machine“ Williams and – thanks a lot for this terrific game! We like to see you again as soon as possible, indeed!“

Staat und Mafia

eine komparative Betrachtung

für / の ため

ひめさま さいのまがも

姫様 星の真鴨

David Katz

Sie verbreiten Angst und Schrecken, die geheimen Mächte Mafia, N'Dragheta, Cosa Nostra, Yakuza oder die kriminellen Russen, Albaner, Kosovaren, Medelliner... Sie sind vom Normalbürger geächtet, ebenso wie die ein völlig anderes Feld beackernde Scientology Sekte. Das alles sicherlich zu Recht und wir wären die letzten, die auch nur einen Hauch von Apologese für diese Organisation ins Feld zu führen gedächten. Warum ist das so? Nun, weil ihre Organisationen intransparent sind, opak und damit nicht berechenbar mit der einzigen Ausnahme, dass man genau weiß: Ein Menschenleben bedeutet ihnen nichts. Die Gesetze des Staates, die Leib, Leben und Eigentum des Bürgers schützen, zählen für sie genauso wenig.

Doch kommen diese Leute von einem anderen Stern? Sind sie Aliens? Oder handelt es sich nicht vielmehr um völlig normale Vertreter der Gattung homo sapiens. Darüber gab es jüngst in der Redaktion eine angeregte Diskussion. Durchsetzen konnte sich die Ansicht, dass genau letzteres der Fall ist: All diese ungeliebten Repräsentanten des Menschengeschlechtes sind nichts anderes als reine Wirtschaftsunternehmen, die um des eigenen Profites wegen die Verbindlichkeiten gegenüber dem offiziellen Gemeinwesen mehr oder weniger in den Skat drücken und stattdessen Parallelesellschaften aufbauen.

Diese sind zwar nun weiß Gott nicht anarchistisch strukturiert. Im Gegenteil. Auch hier herrschen Gesetze, die meist weitaus rigider abgefasst sind und strenger verfolgt werden, als diejenigen, die von einer durch eine staatliche Legislative bestimmt wurden. Im Laufe der Zeit bilden sich auf Grund der hierarchischen Ausrichtung des Rudeltiers Nackter Affe quasistaatliche Funktionen heraus, die das offizielle Gemeinwesen nach und nach destabilisieren. Die Mechanismen, welche diesen Prozess befördern,

sind bekannt: Des Menschen Wesen ist wie das jedes zweigeschlechtlichen Geschöpfes darauf ausgerichtet, die eigenen Gene im biologischen Gesamtsystem möglichst weit vorn zu positionieren. Das geht im Allgemeinen nur, indem man die Energieansparleistungen der Behausungen fremder Gene, also anderer Individuen, in aller Regel gegen deren Interessen für sich nutzbar macht. Man lässt eine Kuh Jahre lang Gras und Heu fressen um sie zu melken und zu schlachten und sich ihre in langen Zeiträumen erworbene Lebensenergie im wahrsten Sinne des Wortes einzuverleiben.

Man lässt ein Heer von Proleten für sich schufteln, reißt den Mehrwert an sich und fliegt im Lear-Jet auf die eigene Südseeinsel, während die Ausgebeuteten froh sind, im Jahr einmal eine Kreuzfahrt durchs Mittelmeer machen zu können. Das alles ist also ein ganz einfaches Grundprinzip des Lebens und seiner sublimen Tochter, der Wirtschaft.

Wirtschaft ist ja so gesehen nichts anderes als die Gesamtheit aller Energietransferleistungen, mitunter zum gegenseitigen Vorteil der Beteiligten – wobei das dynamische Agens seinen Antrieb aus der Differenz zwischen den Quantitäten und Qualitäten der erzielten Vorteile liegt. Oft jedoch macht einer der Transferierenden den Schnitt und der andere macht Miese.

Wenn wir also die Strategien zur Gewinnerzielung bei einem ordentlichen Wirtschaftsunternehmen und einer mafiosen Struktur untersuchen, so finden wir unter Zugrundelegung der eben angeführten Definition nur vernachlässigbare Unterschiede. Was beide deutlich voneinander abhebt, ist, dass die einen innerhalb eines bestehenden und etablierten Gesellschaftsgefüges mehr oder weniger gesetzeskonform agieren und zum größten Teil auf die Androhung existentieller Bedrohungen durch physische Gewalt verzichten, während die anderen ihren eigenen Gesetzeskanon formulieren, der sich weitestgehend gegen die allgemeinen Vorschriften des Staatswesens richtet, sich bewusst außerhalb dieses Systems formiert und gegen das geltende Recht abzunabeln und zu emanzipieren sucht. Die gewünschten Ressourcen werden vor allem durch eine direktere und brutalere Gewaltandrohung erschlossen.

Haben diese Parallelgesellschaften einen bestimmten Machthorizont erreicht, und sich ihrer legalen wie illegalen Konkurrenz entledigt, so beginnen sie beinahe zwanghaft, ihr spezifisches System ebenfalls nach den bewährten Prinzipien eines Staatswesens umzugestalten und zu organisieren. Mit zunehmender Verfestigung des Machtfundaments werden die Prinzipien der direkten Gewaltausübung hin zu einer sublimeren Gestaltung der Willensumsetzung verlagert. Jetzt können sie sich es ja leisten.

Im Interesse ihres Machterhaltes ist dieser Schritt auch notwendig – denn das *actio gleich reactio* würde bei einer Fortschreibung ungehemmter Gewalt dem Stabilisierungsprozess der neuen Gesellschaft massiv entgegenwirken.

Man besehe sich als Standardbeispiel die Geschichte der katholischen Kirche! So sehr wir einzelne Aspekte dieser gewaltigen Organisation schätzen, so verschließen wir doch nicht die Augen vor ihrer wenig rühmlichen Karriere. Als der Katholizismus entstand, musste er sich gegen hunderte konkurrierende Glaubensrichtungen durchsetzen, die sich untereinander mörderisch bekämpften.

Wie oft standen die katholische Lehre und ihre Anhänger nur ein Haar breit vor der totalen Ausrottung. Gnostiker, Arianer, Manichäer und all die anderen Splittergruppen, die ihre eigene Ideologie verfolgten, welche oft nur um ein Jota von der des Nachbarn abwich, zu dem Zwecke, sich

keinesfalls unter dessen Diktat beugen zu müssen..., sie alle standen parat, die Macht und damit die Herrschaft über die geltenden Glaubensgrundsätze für die nächsten zwei Jahrtausende zu übernehmen. Nur die Kopten, die Orthodoxie und die Katholiken konnten sich behaupten. Selbst Origines, einst gefeierter Kirchenlehrer, verfiel dem Verdikt der Verdammnis. Arius verlor seine machtvollen Anhänger, zu denen sogar Dietrich von Bern zählte, gar erst im siebten Jahrhundert.

Die Protestanten exerzierten anderthalb Jahrtausende später das gleiche Spiel. Dem Islam sind diese Entwicklungen nicht fremd und sogar buddhistische Mönche sah man schon aufeinander los gehen. Man wird daran erinnert, dass es sich dabei um einen keineswegs abgeschlossenen, sondern immanent fortwirkenden Prozess handelt, wenn man sieht, wie sich Aramäer, Orthodoxe und Katholiken an den Pforten der Grabeskirche gegenseitig verprügeln, während der die Schlüssel bewahrende Muselman verständnislos zusieht. (Ihm würde ein Seifensieder aufgehen, wenn er bedächte, dass im selben Augenblick Sunniten auf Schiiten schießen und Schiiten Sunniten in die Luft sprengen.)

Währenddessen verfolgte die katholische Kirche, die sich seit jeher auf den beruft, der den Menschen das Heil und die Erlösung verhieß, ihren Weg zur Supermacht mit unbeschreiblichem Terror nach innen wie nach außen und ließ kein Verbrechen aus, selbst solche nicht, welche die Hölle zu ersinnen nicht genug Phantasie gehabt hätte.

Das übelste aller Verbrechen aber war der Anspruch auf die geistige Kontrolle der Menschheit, die Herrschaft über die Seelen freier Menschen. Nun kommt die interessante Frage: Verhält sich eine Sekte a la Scientology anders? Ist ihr Weg von dem der katholischen Kirche so grundsätzlich unterschieden? Mitnichten. Es ist dasselbe in Grün. Noch verbrennen sie zwar keine Ketzer – aber, bei Gott, sie würden und sie werden, wenn ihre Macht es ihnen gestattet und der Machterhalt es erfordert. Man kann Menschen im übrigen auch ohne Feuer verbrennen. Zumindest darin scheinen die Scientologen nicht unerfahren.

Insofern tritt eine Sekte wie Scientology eine durchaus legitime und kontinuierliche Erbfolge an. Sie reiht sich ein in eine Kette von Gleichgearteten, deren nur ein Glied auch die katholische Kirche war und ist. Genauso verhält es sich mit den mafiosen Systemen, die wir eingangs nannten. Nun lehrten die Kommunisten einst, das einzig zuverlässige Kriterium der Wahrheit sei die Praxis. Man kann die Messlatte dieser These billig an die historischen Ereignisse rund um den Globus anlegen. Wieder und immer wieder setzt sich das fränkische Hausmeierprinzip durch: Dekadenz eines etablierten Systems führt zu dessen Überalterung. Jüngere, dynamischere und leistungswilligere Kräfte beginnen es systematisch von innen wie von außen zu unterminieren, werden in der Übergangsphase als Anarchisten, Terroristen, subversive Elemente, Umstürzler, Staatsfeinde usw. bezeichnet und übernehmen zum gegebenen Zeitpunkt die Macht – nur um demselben gesellschaftlichen Alterungsprozess entgegenzugehen.

Die reformistischen Ansätze, die einst den Machtübergang begünstigten, erstarren. Die formenden Kräfte stehen nicht länger im Dienste der Umgestaltung und Neuorientierung. Mehr und mehr werden sie nun für die Zementierung der Macht benötigt, für Restriktionen und die Bekämpfung der neu aufkeimenden Rebellenstrukturen. Ein ewiger Kreislauf.

Was nun die schwerst kriminellen Organisationen betrifft, die am Anfang des Aufsatzes genannt wurden, so fügen auch sie sich passgenau in den Kontext dieser Entwicklung ein. Sie sind Teil einer physiologischen Soziogenese, nicht primär deren pathologischer Auswuchs, auch wenn dies – betrachtet

in den denkbar kurzen Zeiträumen eines menschlichen Lebens oder dessen weniger Generationen – so scheinen mag. Der Krebs ist ein Teil des eigenen Organismus, auf der Suche nach eigener Unsterblichkeit, nicht ahnend, dass er sich selbst mit dem Erreichen dieses sehr egoistisch determinierten Zieles das eigene Todesurteil gesprochen hat. Es ist ihm eben nicht gegeben, sich von dem Organismus abzukoppeln, dessen gesetzliche Vorgaben er aus Eigennutz erfolgreich zu ignorieren lernte.

Mafiöse Strukturen sind diesen Krebsgeschwüren durchaus vergleichbar. Nur wenn eine etablierte Gesellschaft diesen Ansatz versteht, hat sie eine reelle Chance, die Auswirkungen des pathologischen Aspekts dieser Erkrankung eines intakten Staatswesens für eine gewisse Zeit unter Kontrolle zu halten. Nicht für ewig, versteht sich. Das aber liegt in der Natur des Menschen begründet, der selten das Gute zu schätzen weiß, was ihm zur Gewohnheit wurde und es erst dann vermisst, wenn er es verloren hat. Wäre die menschliche Rasse anders gestrickt, sie würde immer noch mit Fellen bekleidet rund um Lagerfeuer springen. Der innere Garant für den Progress beinhaltet also auch schon den Kern des zukünftigen Verderbens. Ein weiterer überzeugender Beweis für das überragende biologische Prinzip der Evolution. Ein weiterer Hymnus auf die universelle Wirkungsmächtigkeit der Dialektik.

Wenn also die Frage aufkommt, wie sich eine Gesellschaft den Angriffen mafiöser Strukturen suffizient entgegenstellen kann, so liegt der Schlüssel zur Antwort in dem bisher Dargelegten. Die Dynamiken, mit denen eine Sekte oder eine kriminelle Organisation die etablierte Gesellschaft bedroht, wirken naturgemäß bereits vom ersten Augenblick ihrer Entstehung auch in ihrem Innern. Diese Kräfte gilt es allseitig in wechselnd unterschiedlichem Maße zu stärken, nota bene! nicht zu schwächen!

Versuche zu schwächen führen zu einem Solidarisierungsprozess innerhalb der angegriffenen Organisation, was wiederum der nicht angestrebten Stärkung dieser Gemeinschaft Vorschub leistet.

Hier greift also scheinbar ein Paradoxon: Nutzt man geschickt und gezielt die Inhomogenität einer solchen Gruppe und das Bestreben jeder einzelnen hin zur Führung orientierten Persönlichkeit aus, indem man mal diese und mal jene unterstützt, so wirkt das ähnlich wie das Eis in Felsrissen – im Laufe langer Zeiträume wurden auf diese Weise schon ungezählte Hochgebirge planiert. Risse in einem homogen erscheinenden Gefüge, das selbst bei verschworenen Gemeinschaften nie den idealen Grad der Geschlossenheit erreicht, wie ihn ein erratic Block darbietet, ebnet den Weg der bekämpften Organisation in die Bedeutungslosigkeit.

Die Verlässlichkeit, die den gewünschten Erfolg zeitigt, resultiert aus dem ubiquitären Wirkungsprinzip, das filial in die übergeordneten biologischen Standardabläufe eingebunden ist. Die alten Römer brachten das auf einen ebenso kurzen wie prägnanten Nenner: Divide et impera! Funktioniert immer. Und wie man hört, sogar bei der Elite der bewaffneten Menschheit, der Sayeret Matkal.

Doch grau ist alle Theorie. Was einzig feststeht: Recht hat, wer die Macht hat. Die Macht und damit das Recht hat derjenige, der überlebt. Wer die Macht hat, paraphiert die Moral. Und wer die Moral paraphiert, schreibt die Geschichte – solange er an der Macht ist. Kippt das System, sucht sich die Macht einen neuen Träger, dann wird auch die Geschichte umgeschrieben. Aus ehemaligem Recht wird Unrecht und aus Unrecht Recht. Es ist das Roulette der Welt, dessen Verlierer und Gewinner – und darin besteht der ganz große und ausgleichende Trost – Statisten sind, austauschbar und dem Wind des Vergessens anheimgegeben – früher oder später.

Sturm aufs Rote Kloster

Informationsmanagement zu Leipzig wirft Journalismus den Fehdehandschuh hin

B. St. Fjollfross

Das wäre ein Stoff für die alten Sagas: Da kippen sie um, die Recken, die an den inneren Grenzen des Reiches wachten über ihr Volk. Kein Feind von außen fällt die Helden. Eingelullt und eingeschlafen sanken sie dahin, das Feld den anstürmenden Horden der Oberflächlichkeit, des Blödsinns, des dummen Palavers und der Marktschreierei überlassend.

Die „Zeit online“ titelt im Januar 2011 in süffisanter Anlehnung sowohl an die alte DDR-Durchhalteparole: Der Kommunismus siegt!“ als auch an den Leipziger sächsischen Dialekt mit der markigen Überschrift „Der Journalismus siecht“ und berichtet vom Generalangriff auf das ehemalige „Rote Kloster“ der mitteldeutschen Messestadt. Nein, nein, es handelt sich nicht um das letzte Häuflein standhafter katholischer Mönche, die den barbarisch-bolschewistischen „Zicken“-Terror des Leipziger Walter Ulbricht gegen die Universitätskirche überstanden hatten und nun unter dem unablässigen protestantischen Würgegriff des letzten halben Jahrtausends die weiße Fahne aufziehen.

Das Rote Kloster war die volkstümliche Bezeichnung für den Fachbereich Journalistik der Karl-Marx-Universität. Journalismus – das hieß in der DDR an der Macht des Wortes teilhaben zu dürfen. Einer Macht, die dem Recht auf das Tragen einer Waffe gleichkam. Denn: „das Wort ist Waffe“, lehrten die Roten. Damit also diese Waffe in den richtigen Händen im Sinne des Politbüros des ZK der SED gegen den einzig wahren Klassenfeind von einem unverrückbaren Klassenstandpunkt her geführt werde, mussten die zukünftigen Genossen Journalisten, auch wenn ihre „Waffe“ eben „nur“ aus einer Schreibmaschine bestand, besonders intensiv auf Kurs getrimmt werden. Nun studierten an der Leipziger Universität leider auch noch gewisse Dollbrägen und Libertins wie beispielsweise Mediziner.

Den Kontakt zu diesen Freigeistern wollte man nicht fahrlässig ins Unendliche ausweiten. Also wurden den Studiosi der Journalisterei in Klausur ganze Berge von marxistisch-leninistischer Literatur übergeholfen und siehe da – das Rote Kloster hatte seinen Namen weg. Doch eines spie das Rote Kloster bar jeden Zweifels während all der Jahre der kommunistischen Diktatur aus: Generationen von stilsicheren und wortgewandten Redakteuren, Reportern und Propagandisten, wenngleich deren Kunst nur allzu oft im drögen Phrasengewäch der LQI (Lingua Quartii Imperii) unterging.

Nach der Wende säkularisierte man die Kaderschmiede der sozialistischen Berichterstattung gewissermaßen auf die Erfordernisse der Demokratie und Marktwirtschaft herunter und bildete seitdem wieder, wie zu Zeiten der Weimarer Republik selig, erstklassige Journalisten aus, die ihr Handwerk verstanden. Aber eben nicht nur das: Darüber hinaus begriffen viele der Leipziger Absolventen das Ethos ihres Berufsstandes, ihre Pflicht zur verantwortungsvoll und gründlich recherchierten Reportage, den Zwang zu exakter und unmissverständlicher Wortwahl, den Auftrag zur Erziehung der Nation zum sorgsamem Umgang mit dem Kulturgut Sprache.

Ach, jetzt wäre es Zeit für einen Tusch aller Leipziger Posaune blasenden Putten! Der Tusch aber bricht ab in kläglichem Gekrächze. Die Zeit des Biedermeier ist vorbei und vergangen sind mit ihr alle Werte, deren nationale Verinnerlichung einst den Aufstieg Deutschlands zur Kulturnation ermöglichte. Folgerichtig setzen jetzt Vertreter des

Kommunikationsmanagements zum Sturm auf die morsche sächsische Bastion des gediegenen Journalismus an. PR, Public Relations, heißt jetzt der Studiengang der Zukunft. Wie sich dessen edukativer Auftrag nun gestalten wird, das kann man sich an zehn Fingern abzählen. Für kritische Recherche, die dem Leitstern Watergate folgt, wird die Luft zunehmend dünner. PR-Fritzen für Unternehmer, also die moderne Edition der mittelalterlichen Marktschreier werden verlangt. Sie müssen schönfärben und lügen und einlullen können, was das Zeug hält.

Diese Medienbediensteten sind dann keine Säulen einer in sich ruhenden Demokratie mehr, das sind manipulatorische Handlanger des Marktes, der Industrie, des Finanzwesens und der Ämter. Sie sollen alles – nur eben keine Information über den wahren Kern der Dinge transportieren.

Sie sollen Nebelkerzen werfen, für Intransparenz sorgen und die Leser an langen Strippen ins opake Dickicht von Halb- und Desinformationen leiten, sehr zum Wohle ihrer Brötchengeber. Sie sollen lernen die Lieder derer zu komponieren und zu trällern, deren Brot sie essen. Vor einem aber sollen sie sich vor einer Sache hüten, wie der Teufel vorm Weihwasser: Sie sollen nicht Ross und Reiter beim Namen nennen! Daher ihr oberstes Gebot: Rede niemals Klartext! Und tun sie's mal doch aus Versehen – dann glaubt man ihnen schon aus Prinzip nichts mehr.

Was für ein grauensvolles Szenario: Eine Zukunft des geschriebenen Wortes unter solchen Auspizien! Denn das Volk, dem ein seriöser Journalismus zu dienen hat, begibt sich seines Kraftarms, seiner rechten Hand, seiner Möglichkeiten zur aktiven Einflussnahme. Sicher – der seriöse Journalismus wird nicht aussterben. Immer wird es Reporter geben, die ihren Ehrgeiz daran setzen, investigativ und aufrichtig, gründlich und verantwortungsvoll im Interesse der Allgemeinheit zu arbeiten. Der Untergang des Roten Klosters ist nicht der Untergang des medialen Abendlandes. Aber er ist ein ernster Angriff und er zeigt eine gefährliche Tendenz auf.

Der Verlust der journalistischen Kultur bedeutet einen gewichtigen Verlust auf dem Gebiete der deutschen Kultur schlechthin. Wir, die wir nach den zwölf Jahren des nationalsozialistischen Schreckens seit 1945 den amerikanischen Heilsbringern hinterherhechelten, gaben schon zu viel von unserer tausendjährigen gewachsenen Kultur zugunsten der zweihundertjährigen amerikanischen Kulturlosigkeit auf.

Darin besteht der eigentliche Wahnsinn, der in den Vorgängen von Leipzig seine irrationale Methode offenbart. In der Redaktion des Preußischen Landboten hängt eine Reproduktion des Gemäldes von der Meditation des Heiligen Antonius, auf die Leinwand gezaubert von dem Giganten der Malkunst, Hieronymus Bosch. Da sitzt der Eremit und Kirchenvater nun am Ufer eines kleinen Teiches, neben ihm sein Tönnies-Ferkel, und blickt versonnen in das Reich seines himmlischen Vaters. Bedrängt wird er von allerlei lächerlichen Dämonen, die nicht nur gegen ihn, sondern auch noch gegen ein Kloster im Hintergrund des Bildes vorrücken.

Im Angesicht der Leipziger Turbulenzen wollen wir uns um die Gelassenheit St. Antons und seines Schweinchens bemühen, für die ja beide festzustehen scheint, dass die Attacken der Höllenbrut weder ihnen noch dem Kloster etwas anzuhaben vermögen. So verachtenswert uns das Rote Kloster zu DDR-Zeiten immer erschien – sie hätten uns bieten können, was sie wollten: zu keinem Preis hätten wir die journalistische Seele an die verlogenen Bolschewisten verkauft – so sehr drücken wir ihm heute die Daumen, dass es standhaft bleibe. Dass die Attacken der Informationsmanagement-Dämonen an ihnen abtropfen mögen, gerade so wie Meister Hieronymus es vor fünfhundert Jahren geradezu scherisch gemalt hat.

Wegtreten oder weggetreten?

Was ist beim Barras los?

Michael L. Hübner

„Ach, was muss man oft von bösen Buben hören oder lesen...“, begann Wilhelm Busch einst sein Epos vom kriminellen Gaunerpärchen Max und Moritz. Wenn sie sich nicht vom Müller haben zu Schrot und Korn mahlen lassen, wie das Ende von Buschs Moritat verkündet, dann kamen sie irgendwann einmal ins wehrfähige Alter.

Dass sie eingezogen wurden, steht für uns ganz außer Frage. Wie sonst erklärt man sich, was man so aus den Reihen der Bundeswehr vernimmt. Das muss so schlimm sein, dass selbst der Herr Bundesverteidigungsminister zu Guttenberg vor parlamentarischen Untersuchungsausschüssen Rede und Antwort steht.

Da wird ein Landser in Afghanistan im Spiel von einem Kameraden, nicht einmal von den Mudschaheddin oder den Taliban, über den Haufen geballert und kehrt in einem Zinksarg in die Heimat zurück. Auf der Gorch Fock kotzt wohl schon der Klabautermann ob des Umgangs mit den zugegebenermaßen etwas verzärtelten Kadetten.

Nur muss dessen Erbrochenes im Gegensatz zu dem einiger Offiziere nicht von den Rekruten aufgewischt werden. Es sollen auch manche von den Seemännern den Respekt vergessen haben, den sie den an Bord der Bark anwesenden weiblichen Kadetten schulden.

Überwältigt von der auf Hoher See erzwungenen sexuellen Enthaltsamkeit muss einigen Kerlen beim Anblick von runden Hintern und gewölbten Brüsten der Verstand in die Hose gerutscht und das, was sich normalerweise darinnen befindet, herausgeglitten sein.

Eine schlechte Referenz für einen zukünftigen deutschen Offizier, wenn er seiner Triebe nicht Herr wird. Wenn dann noch Kadettinnen über Bord gehen und erst Tage später als Wasserleiche an die Küste treiben, dann lohnen die Zustände auf dem Segelschulschiff wirklich einmal eine nähere Betrachtung.

Die Koedukation bei der Marine ist zwar sehr löblich, aber es sieht so aus, als ginge man damit, was den halbgewalkten Rekruten abzuverlangen und zuzumuten ist, doch mehr vom Wunschdenken als von der Realität aus. Das ist nämlich auch das Problem aller deutschen Kasernen, die nunmehr in den Fokus des Bundeswehrbeauftragten gerückt sind.

Die Exzesse, die sich dort hinter verschlossenen Türen abspielen, sind zwar einerseits ebenso kindisch wie unwürdig, andererseits haben diese ekligen Spielchen eine uralte Tradition. Männchen der Spezies des Nackten Affen werden für längere Zeit eingesperrt und man setzt sie mit Forderungen unter Druck, deren Umsetzung ihnen in Freiheit kaum einfallen würde.

Das erzeugt Stress, der sich zu dem Zwang, sich unter den anderen Männchen zu behaupten, hinzuaddiert. An dieser Stelle wird die Mischung explosiv und kreuzgefährlich. Der Druck, den man von oben her spürt, verlangt nach einem Blitzableiter, der im Ideal- das heißt im Kriegsfall billig zu haben ist. Die Bilder, die wir aus Abu Guhraib zu sehen bekamen, oder diejenigen, die Wikileaks veröffentlichte, sprechen eine deutliche Sprache. Ist aber kein Feind vorhanden, müssen eben die schwächeren Kameraden herhalten. Es sind Rituale und dämliche Spielchen, wie sie auch in der NVA und in der Wehrmacht nicht unbekannt waren, wie sie aus allen möglichen

Studentenbünden berichtet werden, in Deutschland, England, den U.S.A.... Entstanden sind die kranken Formen des Umgangs miteinander aus dem Bedürfnis heraus, zu sondieren, aus welchem Holz derjenige ist, dem man mit dümmlichen Mutproben oder Schikanen zusätzlich zum Alltagsdruck noch einen draufsetzt.

Doch haben sich die Dinge dann irgendwann in einer Art und Weise verselbständigt, wie es aus den Experimenten amerikanischer Psychologen seit langem bekannt ist. Hemmungsloser Sadismus und das Bedürfnis, sich am Elend des Nächsten zu delectieren, daraus persönliches Amüsement zu beziehen, gesellen sich hinzu. Die Opfer werden dann oft menschliche Wracks, die, nicht selten allen gegenteiligen Schwüren zum Trotz, in die Rolle ihrer einstigen Peiniger schlüpfen, sobald sie die erste Gelegenheit dazu haben. Korpsgeist?

I wo. Wenn überhaupt, dann nur nach außen. Das alles ist sattem bekannt. Wozu also eine diesbezügliche Anhörung des Herrn Bundesverteidigungsministers? Um festzustellen, dass man dieser pathologischen Soziodynamik nie Herr wird, egal, was man anstellt? Wahlkampfgetöse? Genug Munition für ein paar kräftige Böllerschüsse beim Hornberger Schießen ist ja Gott sei Dank vorhanden. Da wären nämlich noch die geöffneten Feldpostbriefe, die geklauten elektronischen Speichermedien, die verschwundenen Pakete.

Seit dem Wikileaks-Skandal scheint ein Gespenst in den Reihen der Bundeswehr umzugehen: Die räumliche Angst vor dem Plappermaul, das am Ende Dinge preisgibt, die tagtäglich geschehen und die doch niemand wissen soll. Und wem bereitet das Kopfschmerzen?

Den Verantwortungsträgern natürlich, die im Falle eines Skandals ihren Hut nehmen müssten, die gerüffelt werden, die schlicht und einfach Angst um ihren Arsch haben. Wir setzen mal voraus, dass keiner von den Posträubern so dämlich ist, nicht zu ahnen, dass die Sache früher oder später mit einem großen Knall auffliegt.

Wenn dem aber so ist, dann muss doch die erwartete Strafe für die Vergehen im Postbereich als weitaus geringer eingeschätzt werden, als das Donnerwetter für Geschehnisse, die man mit dem Überwachen der Post vertuschen will.

Das alles ist schon sehr beeindruckend und regt durchaus zum Nachdenken an. Bevor sich also die Opposition in all ihrer Erhabenheit und moralischen Überlegenheit ex cathedra auf den Herrn Bundesverteidigungsminister einschießt, sollte sie im Interesse der gesamten Republik und ihrer Parlamentsarmee darüber nachdenken, wie diesen Dingen abzuwehren ist. Karl-Theodor zu Guttenberg hat einen Augiasstall auszumisten.

Wenn man es ehrlich meint und Schaden vom deutschen Volke abzuwenden gewillt ist, statt nur auf die angestrebten Wahlergebnisse zu stieren, dann darf man sich nicht zu edel dünken, auch eine Forke in die Hand zu nehmen. Anderenfalls deklariert man sich als bigotter Schwätzer, nicht wahr, Herr Gabriel?

Nur ein geschlossenes Vorgehen des Parlaments kann die Kommandeure bewegen, in ihren Truppenteilen für die geforderte Ordnung zu sorgen und auf das alte Führungsprinzip der „Selbsterziehung“ zu verzichten. Das alles ist auch bitter nötig, es sei denn, uns gelüstet nach den unsterblichen Blamagen der U.S. Army und der amerikanischen Marine. Also schließen wir den Aufsatz mit dem militärischen Befehl an alle unproduktiven, unkooperativen und egoistischen Wadenbeißer: „Wegtreten!“

Wenn Statisten fallen

Jules-François S. Lemarcou

„Um klar zu sehen genügt oft schon ein Wechsel der Blickrichtung“, lehrte uns einst Antoine de Saint-Exupéry.

Und, haben Sie schon einmal den Film „Rambo“ gesehen? Sahen sie klar? Dieser Ego-Shooter hat viele Verwandte im Filmgenre und allen ist Ihnen gemeinsam: Ein physisch überlegender Held – geistige Fähigkeiten sind oft so unattraktiv wie die meisten ihrer Darsteller und verprellen das Publikum an den Kinokassen – kämpft sich durch ganze Legionen von Gegnern, drischt sie nieder oder löscht sie gleich mit den Feuerstößen aus seiner Maschinenpistole aus. Damit es abwechselnd wirkt, darf auch ab und an mal eine Handgranate zu den Bösen fliegen. Bud Spencer machte es vor, Tausende folgten. Der Dicke schlug wenigstens nur ermüdend oft zu – die anderen machen es für nicht weniger als die totale physische Vernichtung des Feindes. Den aber muss ja nun auch irgendwer mal darstellen. Das ist dann die Aufgabe der namenlosen Statisten, die sich während des Drehs wieder und wieder in den Dreck werfen dürfen – für ein paar Dollar die Stunde. Der Held ist nach der letzten Klappe immer um ein paar Millionen reicher.

Wenn man im Fernsehen schon alles gesehen hat, dann beginnt man Filme mit den Augen von Amélie zu sehen. Das wäre dann der von Saint-Exupéry geforderte Wechsel der Blickrichtung. Sie erinnern sich doch der hübschen Pariserin Amélie, die ohne Gewalt und mit nur sehr verhaltener, dafür aber unglaublich knisternder Erotik vor zehn Jahren ein Millionenpublikum in ihren Bann zog? Sie interessierte sich im Kino für die Dinge auf der Leinwand, die sonst kaum jemand wahrnahm. Es verhält sich ja beim gemeinen Kinogänger und Filmkonsumenten wie mit jedem braven Verbraucher, der auch getrost als Kuh hätte zur Welt kommen können.

Wir verweisen auf jenes erkenntnispsychologische Experiment, während dessen eine Gruppe von Probanden in einer Turnhalle aufgefordert wurde, die Bälle zu zählen, die sich zwei Mannschaften gegenseitig zuspielten. Manche sind bei der Nennung der Anzahl der Ballwechsel erstaunlich nahe am wahren Ergebnis. Nur den Gorilla, der permanent durch den hinteren Bereich der Turnhalle flitzte, den nahmen nur ganz wenige Auserwählte wahr. Uns aber beschäftigt eben jener Gorilla.

Uns beschäftigt die Rolle, welche die Statisten auszufüllen haben, bzw. wie diese Rolle vom Zuschauer bewertet wird. Der Statist, der einen Teil des gegnerischen Truppenkontingents verkörpert, hat einen Auftritt von nur wenigen Sekunden. Er bewacht meist ein Lager, ein Gebäude oder was auch immer, welches der Held erstürmen muss. Also: Feuerstoß, der Statist kippt um, der Held rennt über ihn hinweg. Wen hat er da eigentlich umgenietet?

Hat fünfundzwanzig Jahre früher eine junge Frau vor Glück geweint, als sie ihren kleinen, neugeborenen, quäkenden Juanito in den Armen hielt. Hielt sie besorgt Ausschau, wenn Juanito verdreht aber glücklich zehn Minuten später vom Spielen mit seinen Freunden nach Hause kam, als er sollte? Freute sie sich über sein Zeugnis und darüber, wie er ihr sagte: Mama, wenn die Scheiß zwei Jahre Militärdienst um sind, gehe ich auf die Ingenieurhochschule und lerne den Beruf eines Geologen? Und wenn ich dann bei einem Ölkonzern untergekommen bin, dann hole ich Papa, Dich und Oma, zu Livia und mir?

Livia ist seine rassige, bildhübsche Verlobte, die Juans Militärdienst genauso verflucht. Jeden Morgen reißt sie dem Postboten ungeduldig jeden seiner Briefe aus der Hand. Sie weiß, dass ihre Große Liebe Juan ist. Er, der Krauskopf

mit den schwarzen Augen, in die sie sich so gerne fallen lässt, in denen sie träumend versinkt, er, der Ruhige, Besonnene, der Zielstrebigke, der gütige Juan mit dem kullernden Lachen ist der Glücksfall, der Sechser im Lotto ihres Lebens. Aber sie wird dem Postboten keine Briefe mehr aus der Hand reißen können. Er kann ihr keine mehr bringen. Juan – so hieß der bislang namenlose Soldat, den der Statist spielte und dessen Name in keinem noch so langem Abspann auftaucht, ist tot. Er war nur ein namenloser Komparse, unwichtig, ein menschlicher Pappkamerad, 25 Jahre lang großgezogen von einer Mutter nur für diesen einen Augenblick.

Erschossen von einem gewissen John Rambo, der mal eben in ein Militärlager oder in ein Gebäude eindringen musste. Das ist alles, was wir zu sehen bekommen, wenn wir fernsehen. Weder Drehbuchschreiber, Regisseur, noch Kameramann zeigen uns Juan und Livia Hand in Hand durch ihr Dorf gehen. Sie verweigern uns das Bild von Juans Oma, deren ganzer Stolz Juan immer war. Sie zeigen uns nicht den Vater des Soldaten, der, wenn er abends vom Feld heimkam, dem Jungen noch ein selbst geschnitztes Holzpferdchen mitbrachte oder ihm half, seine erste Seifenkiste zusammenzubauen. Warum tun sie das nicht?

Liegt doch auf der Hand, oder? Plötzlich würden wir Mitgefühl mit einem bekommen, der doch ein guter Mensch ist und nicht nur ein anonymer Uniformträger. Einer mit dem wir selber gern befreundet wären, den wir zu Weihnachten unter unseren Tannenbaum einladen würden. Wir würden John Rambo hassen, diese hirnlose Gewaltmaschine, die vorgibt, irgendwelche armen Kriegsgefangenen zu befreien. Was gehen die uns denn an? Kennen wir die? Wissen, wir, wer der Neger Lucius C. Mattner jr. war, den das Wehrkreiskommando zum Dienst in der Army presste, obwohl er sich aus der Bronx heraus gelernt hatte und eigentlich ein College besuchen wollte? Mattner geriet bei den Viet Kong in Kriegsgefangenschaft und muss nun von John Rambo herausgeholt werden.

Keine Bange: Auch Mattner sehen wir kurz vor Ende des Films nur wenige Sekunden lang. Auch vor seinem Namen, seiner Biographie und seinen Träumen werden wir verschont. Es reicht, dass wir wissen, dass der Statist Mattner zu den Guten gehört. Der Handlungsstrang des Streifens soll nicht allzu kompliziert sein. Wir sollen uns ja treiben und seicht unterhalten lassen, nicht nachdenken müssen, uns nicht auseinandersetzen mit komplexen Aspekten, die unsere verschrumpelten Hirne nur unnötig schikanieren würden. Wir sollen nicht den Standpunkt wechseln, zu einer anderen Sichtweise gelangen, als die, welche die Filmproduzenten für uns vorgesehen haben.

Es wäre aber ebenso gut für uns, wie es schlecht für deren Geschäft wäre, wenn sich diese alternative Sichtweise verbreiten würde. Die Welt könnte dann ein Ort werden, an dem es sich ein gutes Stück besser leben würde. Doch seien sie beruhigt: Das wird nicht passieren. Dieselben Verhaltensforscher, die den Gorilla durch die Turnhalle laufen ließen, verraten uns auch, warum: Unsere Hirne, vor hunderttausenden Generationen in den Steppen Afrikas programmiert, sind nur auf eine kleine und überschaubare Anzahl von Menschen eingerichtet, welche die durchschnittliche Sippenstärke archaischer Nomaden- und Siedlerverbände widerspiegelt.

Was darüber hinausgeht, wird anonymisiert. Das ist auch gut so, denn bis zum Beweis des Gegenteils ist der nicht zur eigenen Gruppe Gehörige der Feind. Ein Feind lässt sich aber leichter umbringen, wenn man seinen Namen nicht kennt, wenn sein Gesicht nur eine Sekunde lang zu sehen ist – das Gesicht, das uns viel von seinem Leben verraten könnte. Eine Beziehung zum Feind aufzubauen, ihm beginnen zuzuhören, ihn zu verstehen, das ist extrem kontraproduktiv für alle kalten und heißen Kriegstreiber. Zu denen

zählen wir selbstredend die Macher solcher Gewaltfilme, die den gefühllosen und stumpfsinnig brutalen Umgang mit Mensch und Kreatur zelebrieren. Das Gesicht Juans, der sich nicht um das Wachestehen gerissen hatte, der Geologe werden wollte und sich auf das gemeinsame Kind freute, dem Livia in ein paar Monaten das Leben schenkt, würde den finanziellen Ruin des Films bedeuten.

Es sei denn, der Statist darf noch den Todeskampf spielen, den Juan durchleiden muss, damit der verblödete Zuschauer wenigstens noch den Hauch eines „Thrill“ spürt. Was Lucius nun studieren will, interessiert ebenfalls wirklich niemanden. Ist doch scheißegal, oder? Was hat der überhaupt zu studieren, der Nigger! Darf doch froh sein, wenn er dank der übermenschlichen Kräfte und der Leidensfähigkeit des Protagonisten John Rambo wieder auf seine Bananenplantage zurück darf! Und da sage noch einer, wir wären rassistisch. Das Gegenteil! Sogar für Nigger reißt sich der Spaghetti-Yankee den Arsch auf!

Juan ist tot. Hat John Rambo ihn umgebracht? Ja, der auch. Aber in erster Linie waren wir es. Wir, die wir an der Kinokasse Geldscheine für ein Entreebillet hinlegen. Wir forderten seinen Tod, wie es die alten Römer im Kolosseum taten. Wir, die Nackten Raubaffen. Schauen Sie in den Spiegel und dann in Ihren Personalausweis! Und fühlen Sie sich nicht zu sicher, weil dort zufälligerweise nicht Juan steht. Auch der Name Herbert, Wolfgang oder Peter schützt sie nicht davor, der nächste Statist zu sein, der umzufallen hat. Denn ob Rambo ein Guter und Sie ein Böser sind, ist eine Frage des Standpunktes. Und über den befinden die, welche an der Kinokasse anstehen.

Wie peinlich ist das denn...!

Peine peinigt das Volk mit „Shopping Guides“ zum Weihnachtsfest

Kotofejij K. Bajun

Das Wort „peinlich“ kommt von Pein, Schmerz, sagt der Etymologe. Die Pein leitet sich hingegen vom lateinischen poena ab, was Sühne, Strafe und auch Rache bedeutet. Seit Kurzem aber könnte das Wort eine zweite Wurzel hinzubekommen haben. Quasi zu Weihnachten 2010. Diese Wortwurzel könnte sich von der niedersächsischen Stadt Peine herleiten. Da haben sich die Peiner nämlich etwas ganz Besonderes einfallen lassen: einen „Shopping-Guide“, der Leuten helfen soll, die sich – unter dem weihnachtlichen Geschenkzwang stehend – verzweifelt auf dem letzten Drücker nach solchen Präsenten umtun. Ratlos hasten sie durch die Gassen, getrieben vom Weihnachtsterror und ihrer Angst, sich am Heiligen Abend bis auf die Knochen zu blamieren.

Denn es geht ja schon lange nicht mehr darum, dem Nächsten eine Freude zu machen, seine Augen zum Leuchten zu bringen. Die eisernen Klammern einer unselig gewordenen Tradition beschert den Menschen Unmut und Verdruss. Gnadenlos rückt der Heilige Abend näher und Panik kommt auf: „Mein Gott, ich muss doch noch...“ Bar jeder Hoffnung im letzten Moment erleuchtet zu werden, sieht man sich schon Entschuldigungen stammelnd unter dem Weihnachtsbäume stehend, die Häme rieselt unerbittlich auf den einfalllosen Kopf wie sanft rieselnder Schnee. Doch für jedes problematische Massenphänomen kennt die moderne Marktwirtschaft eine Lösung. Die Stadt Peine bei Hannover schickt Shopping-Guides auf Achse. An dieser Stelle ist die enge Verwandtschaft des Hauses Hannover mit England zu vermelden, dessen König George III. ja in Personalunion

König von Hannover war. Die Verwirrung, die dem Doppelmonarchen zugeschrieben wird, scheint sich auch auf seine Untertanen deutscher Nation niedergeschlagen zu haben. Zumindest beherrschen die von Peine nicht mehr ihre eigene deutsche Zunge: „Shopping-Guide“ muss das jetzt auf englisch heißen, „Einkaufsführer“ klingt den abgehobenen Guelfen zu banal. Und was ist nun die Aufgabe dieser dingleischen Einkaufsberater? Sie sollen denen Ratlosen, Gehetzten, Panischen zu einem Weihnachtsgeschenk in letzter Minute verhelfen. Nirgends, wirklich nirgendwo kommt die Perversion, die das Weihnachtsfest in der täglich geist- und seelenloser werdenden, merkantil orientierten Gesellschaft ummantelt, deutlicher zum Ausdruck. Es ist einfach nur noch „Peinlich“.

Eine Zehnjährige, die davon Kenntnis erlangte, schüttelte verständnislos den Kopf: „Die wissen doch aber das ganze Jahr über, wann Weihnachten ist...“ Ja schon, kleine D., aber es schert sie einen feuchten Kehricht! Die Leute, die pflichtgemäß beschenkt werden müssen, sind den Panischen im Grunde ihres Herzens auch vollkommen egal. Leute, die sich der Hilfe eines „Shopping-Guide“ anvertrauen müssen, sind die, welche früher einen Messerblock, einen geschmacklosen Schlips, ein paar Socken und ähnliche Brüskierungen bunt verpackt unter dem Weihnachtsbaum drapierten. Geschenke müssen halt sein. Es ist eine lästige Pflicht.

Es ist eben – der Terror von Weihnachten! Das Volk stöhnt und lastet die Verantwortung auf andere ab, auf dienstleistende Profis, so, wie es üblich geworden ist in unserer phantasielosen Dienstleistungswelt. Man geht ins Bordell und lässt sich von bezahlten Huren melken, man lässt sich von Innen-Designern die Bude ausstaffieren man lässt Werbeagenturen die Trommeln für den selbst produzierten Tinnef rühren, PR-Berater „stylen“ den modernen Menschen für seinen öffentlichkeitswirksamen Auftritt. Menschliche Nähe, Interesse für- und aneinander, Authentizität und Wahrhaftigkeit sind ladenhütende Auslaufmodelle.

Und nun lässt man sich von Menschen, die den zu Beschenkenden aller Wahrscheinlichkeit noch nie im Leben sahen, beraten, was diesem unter den Weihnachtsbaum zu legen sei. Und genau das ist peinlich. Das ist mehr als peinlich. Das ist eine Idee aus Peine und sie ist der Gipfel der Dekadenz. Wären wir die Besenkten und würden erfahren auf welche Weise wir zu unserem Präsent gekommen sind, wir würden den Krempel dem lieb- und phantasielosen Hallodri an den Kopf werfen. Das wäre uns keines Dankes wert. Eher noch einen Tritt in den Hintern. Denn für uns wäre so etwas ein Schlag ins Gesicht, ein hingeworfener Fehdehandschuh, ein Affront. Wem wir die Mühe nicht wert sind, uns kennenzulernen, unsere Eigenarten, unsere Befindlichkeiten und unsere heimlichen Wünsche und Begehren herauszufinden, der mag uns getrost den Buckel runterrutschen und uns vor seinen oder ihren Pflichtgeschenken verschonen.

In Peine sieht man das offenbar anders. Vielleicht ist man sich der Peinlichkeit des Ganzen nicht im Mindesten bewusst. Peine soll von dem Ministerialen Lothars III. Berthold von Pagin gegründet worden sein. Von ihm leitet sich dem Vernehmen nach der Name der Stadt ab. Kann sein. Kann aber auch sein, dass Herr Berthold in die Kristallkugel blickte und dann entfuhr es ihm entsetzt: Oh P..., oh wie p...!

Was ihm da über die Lippen brach? Na dann schauen sie mal, was hinter der Postleitzahl 31224 steht und hängen sie beim ersten Wort ein „e“ hintan und tauschen sie diesen letzten Buchstaben beim zweiten Wort gegen das Adjektivierungssuffix „lich“ aus! Das ist unser kleines Weihnachtsträsel für unsere Leser. Kleiner Hinweis: herauskam die Namensgebung für eine gut 50.000 Einwohner zählende Stadt, nicht ganz drei Meilen westnordwestlich der alten Welfenmetropole Braunschweig. Übrigens: Für diese kleine

Weihnachtsaufmerksamkeit an unsere Leser braucht man keinen Shopping-Guide und sie sollte weder Intelligenz noch Geschmack der Rezipienten beleidigen. Und da jede Medaille ihre zwei Seiten hatte, so sollte diese Peiner Schnapsidee auch eine Steilvorlage für Oliver Kalkofe sein, ein Präsent der Extraklasse für einen Komiker der Spitzenliga, der unter anderem in Peine aufwuchs. Wir würden uns jedenfalls freuen, wenn Onkel Hotte diese Grausamkeit auf seine Weise kommentierte.

Wikileaks plaudert aus dem Nähkästchen

Ein Aufklärer demontiert sich selbst – schade eigentlich

J. F.- S. Lemarcou

Ein Sturm tobt im Wasserglas. Auf dem Etikett des Glases steht „Wikileaks“. Diese Plattform hat sicher ihre Berechtigung. Dass sie Kriegsverbrechen der Amerikaner in Afghanistan und dem Irak angeklagt hat, ist korrekt, auch wenn das die Situation zwischen den kriegführenden Parteien weiter anheizt. Wenn die Amerikaner nicht anders können, als junge, unfertige Halbstarke, die blöd genug sind, sich für die amerikanischen Wirtschaftsbosse kritiklos verheizen zu lassen, in solche Krisengebiete zu senden, dann müssen sie damit rechnen, dass diese Dollbrägen unter dem Diktat ihrer Hormone und ihrer Angst Kriegsverbrechen begehen.

Das ist aus jedem Krieg der Menschheitsgeschichte sattem bekannt. Massaker und Gräueltaten wie das von My Lai lassen sich nun einmal im Zeitalter des globalen Kommunikationsdorfes nicht mehr unter den Teppich kehren. Spätestens die Aufnahmen von Abu-Ghuraib hätten die Yankees wachklügeln sollen. Wikileaks ist nicht verantwortlich für das, was an den Fronten der Amerikaner passiert. Insofern ist es auch zutiefst unredlich von der amerikanischen Administration, Wikileaks anzuklagen. Schuld sind die Verbrecher, nicht diejenigen, die es aufdecken.

Was nun jedoch die neueste Enthüllungsserie betrifft, mit der Wikileaks von sich reden macht um seine Existenz zu rechtfertigen, das ist albern und bigott und blödsinnig. Da sammelt das amerikanische Außenministerium Dossiers über seine weltweiten Gesprächspartner, Botschafter, Militärs, Wirtschaftsfunktionäre, Diplomaten niederer Ränge – sie alle berichten nach Washington, welchen Eindruck sie von diesem oder jenem Staatsmann oder irgendeiner Politikerin gewonnen haben. Das ist wichtig – man muss wissen, wie man mit jemandem dran ist. Ebenfalls wichtig ist, dass diese Berichte ungeschminkt und fernab von jedem verheuchelten, diplomatischen Protokoll verfasst sind.

Das entbehrt natürlich nicht einer gewissen Brisanz. Jeder aber, der in diesem Geschäft groß geworden ist, weiß, wie es seit Jahrhunderten nach ungeschriebenen Gesetzen läuft. Daraus jetzt eine schmutzige Schlüsselchaffäre zu fabrizieren, die lediglich das scheinheilige moralische Empfinden des Plebs anspricht, ist völlig sinnfrei. Es geht dieses Mal eben nicht darum, den Eingeschätzten die nackte Wahrheit darüber zu vermitteln, wie sie eingeschätzt werden.

Es geht auch nicht darum, dem sensationsgierigen Pöbel zu zeigen, was außer ein paar Torfköpfen jeder längst weiß: Dass nämlich Politiker und Diplomaten ebenso janusköpfig sind, wie die meisten anderen Menschen auch. Dass sie ein offizielles und ein privates Gesicht haben. Dass es auf dem diplomatischen Parkett Spielregeln gibt, die man unbeschadet tatsächlicher Vorgänge und Ansichten einhält, weil nur so eine erträgliche

und ertragreiche Kommunikation zwischen Gesprächspartnern oft divergentester Interessen möglich ist. Das Protokoll ist der rote Faden, an dem man sicher durch das Labyrinth der Ausgleichssuche geführt wird. Persönliche Einschätzung des Verhandlungsgegenübers bleiben davon im Allgemeinen unberührt. Weder eine Angela Merkel, noch ein Guido Westerwelle und auch kein Horst Seehofer sind so unprofessionell, dass sie damit nicht absolut souverän umgehen würden. Darüber hinaus darf man wohl mit Fug und Recht annehmen, dass auch sie von ihren zuarbeitenden Stellen mit Informationen versorgt werden, die das Profil ihrer Gegenüber deutlich abseits des Protokolls, dafür aber sehr aussagekräftig und zutreffend charakterisierten. Was Wikileaks mit dieser dummen Aktion erreicht hat, ist also nichts anderes als eine peinliche Bloßstellung von Spitzenpolitikern aller beteiligten Seiten.

Möglicherweise zwingen die selbst ernannten Streiter für Wahrheit und Gerechtigkeit jetzt die Bloßgestellten zu künstlich entrüsteten, weil an die doofe Öffentlichkeit adressierten Statements, die ihnen nicht in den Sinn gekommen wären, wenn die Angelegenheit nach den alten Regeln weitergelaufen wäre. Andere wiegeln ab und machen gute Mine zum bösen Spiel, obwohl jedermann ahnt, dass sich hinter den Kulissen bereits ein Gewitter zusammen braut. Völlig bekloppt. Dabei kann Wikileaks nur einen abrechenbaren Erfolg für sich verbuchen: Die Mitarbeiter von Wikileaks drängeln sich wieder einmal in das öffentliche Bewusstsein, demonstrieren ihre unheimliche Macht und können wohl auf dieser Schiene dringend benötigte Sponsorengelder einwerben.

Solange sie sich so verhalten, während sie wirklichen Verbrechern auf die Pfoten hauen, ist das alles legitim und ehrenhaft. Wenn sie aber eine Soap-Opera aufführen, welche die niedrigsten Instinkte des Volkes anspricht, welches sich ja tagaus tagein mehrheitlich im Umgang miteinander nicht, aber auch gar nicht anderes verhält, als böse über den Nächsten zu tratschen und sich diebisch freut, wenn ein anderer bei dem unlauteren Treiben erwischt wird, dann bröckelt die Patina von einem bisher als ehrenwert und unentbehrlich beschriebenen Projekt wie Wikileaks.

Sie werden sich nun dem Vorwurf aussetzen, in den Gremien und Ministerien, den Botschaften und bei den Geheimdiensten eine zusätzliche Runde der Paranoia und der undemokratischen Restrukturierung eingeläutet zu haben. Wer sich für die Grabenkämpfe hintangesetzter, zu kurz gekommener oder missverstanden fühlender, zweit- und drittklassiger Chargen instrumentalisieren lässt und aus der politischen Weltbühne ein Theatrum Flavium, genannt Colosseum macht, der ist auch nicht mehr höher zu bewerten, als eben jene altrömischen Zirkusmanager. Wikileaks – diese erbärmliche Spannerei war eine Nullnummer und ein klassisches Eigentor.

Nachsatz eines Advocatus Diaboli (Scholcher M. Druckepennig):

Als Martin Luther die Heilige Schrift verdeutschte und Thomas Müntzer begann die Heilige Messe in deutscher Sprache zu halten und auf deutsch zu predigen, stand die katholisch-alleinseeligmachende Mutter Kirche zu Rom Kopf. Der Laie sollte nicht wissen, worum es geht, damit er nicht auf den Trichter kommt, mitreden zu wollen oder das Wesen der Kirche am Wesen des Evangeliums zu messen. Karl Marx lehrte, die Geschichte würde sich spiralförmig wiederholen. Kluger Mann, der Vorkämpfer der Arbeiterschaft...

Würde jedermann mit offenen Karten spielen, so bedürfte man keiner Geheimniskrämerei, nicht wahr? Aber ganz so ist es natürlich nicht. Der Pöbel will oft in seinem schnell urteilenden Unverstand über Dinge urteilen,

die er im Vorfeld nicht genügend ausdifferenzierte. Dem man kann man wirklich nicht alles auf die Nase binden. Man käme nie zu Potte. Daher erfolgt die Bewertung der Wikileaks - Aktion nachdenklich einerseits, aber auch mit einem gewissen Augenzwinkern.

Zensur in Pannonien

Orbán's Kriegserklärung an das freie Europa

B. St. Fjollfross

Die Hunnen übernehmen mit dem Jahreswechsel von 2010 auf 2011 den Vorsitz des Rates der Europäischen Union. Nun macht sie dieses eher symbolische Amt zwar nicht zu den Herren des Alten Kontinents. Sie sollen aber nicht glauben, dass man die Possen, die zu Ofen und Pest ausgeheckt werden, nicht wahrnimmt. Die Ratspräsidentenschaft mit einem solchen Generalangriff auf eine der Säulen der okzidentalen Demokratie zu beginnen, diskreditiert die Union mehr als es die Griechen mit ihren getürkten Wirtschaftsberichten je vermochten. Wer hat den unseligen Viktor Orbán, derzeitiger Ministerpräsident unter der Krone Stephans, so infam beraten, was hat den Hunnen geritten, eine solche Attacke gegen die Presse Ungarns und damit gegen die Freiheit Europas zu reiten?

Der Satan etwa? Oder das Gespenst Horthys, der Pfeilkreuzler gar, die seit jüngstem in der Puszta wieder ganz mächtig an Kraft und Ansehen gewinnen? Dieses Banditenstückchen kann keinen Bestand haben, wenn Europa noch Achtung vor sich selbst hat. Unsere Herzen schlagen auf der Seite der tapferen ungarischen Presse, die sich das Maul nicht stopfen lassen will, auf der Seite der Kollegen Journalisten und Redakteure, die Widerstand leisten und sich nicht beugen lassen – selbst auf die Gefährdung der eigenen Existenz hin. Népszabadság und Népszava halten die Fackel einer freien, sozialdemokratischen Presse hoch.

Die „Volksfreiheit“ und die „Volksstimme“ im Titel führend, ist ihnen ihr Name gleichsam Verpflichtung, die sie trotzig mit Leben und Substanz erfüllen. Haltet durch! Orbán wird sich nicht ewig halten. Wichtig ist, dass Europa Ungarn nicht fallen lässt. Nicht die Ultrakonservativen sind damit gemeint, die auf einer üblen Welle reiten. Denn Ungarn, sicher ein Vertreter der Gruppe, die aus politisch-wirtschaftlichen Aspekten verfrüht in den europäischen Staatenbund aufgenommen wurden, hat noch immer mit den Folgen des Systemwechsels auch 20 Jahre nach dem Ödenburger „Paneuropäischen Picknick von Sopron“ im Jahre 1989 zu kämpfen. Auch die massenweise Flucht deutscher und westeuropäischer Firmen in die billigeren Außenbereiche der Union konnte dem Problem der Massenarbeitslosigkeit und der Armut weiter Teile der Bevölkerung nicht wirksam begegnen. Hunger und Angst ums Morgen aber treiben einfache Gemüter stets in die Arme nationalistischer Heilsbringer.

Wir haben Ungarn in die Gemeinschaft aufgenommen. Punkt! Seit Ödenburg/Sopron haben wir also sicherlich nachgerade eine moralische Verpflichtung gegenüber den magyarischen Mitbewohnern des europäischen Hauses, der wir uns ja schließlich in der Frage der Aufnahme des trickreichen Griechenlands als Mutterland der europäischen Demokratie ebenfalls nicht entziehen konnten. Moralische Erwägungen können wirklich manchmal zu teuren Hypotheken werden. Aber sei's drum. Nu isses so. Also muss Europa seine brüderlich-liebende Unterstützung die Donau hinunter schicken, die Hunnen ans Herz drücken, dass den Enkeln der Pfeilkreuzler, der rechtsnationalen Fidesz, das Atmen vergeht. Und die seriösen europäischen

Regierungschefs müssen Farbe bekennen! Von dem Italiener Silvio B. wollen wir mal hierorts verschämt schweigen, denn der wird das Bubenstück aus Budapest sicherlich lauthals begrüßen. Die deutsche Kanzlerin und der französische Präsident mit der ungarischen Herkunft aber müssen sich auf die Hinterbeine stellen. Sie müssen! Und auch Downing Street soll den Union Jack aufziehen! Denn wer Orbán jetzt noch die Hand gibt, der soll sich nicht mehr Europäer nennen! Der nimmt den Spaten in die Hand, mit dem Europa zu Grabe getragen wird!

Wir sind Europäer. Wir wollen nicht zurück in die Zeiten der Nationalstaaten und der Pressezensur, die wir getrost den Zaren von Minsk, Kiew und Moskau überlassen wollen. Der deutsche Steuerzahler trug sein erklecklich Scherflein dazu bei, die Griechen zu retten, und er wird auch Lissabon und Dublin nicht fallen lassen. Nun aber gilt es, dass das deutsche Volk beiträgt die ungarische Pressefreiheit zu bewahren.

Wie das gehen soll? Nun, auch unser Herr König Heinrich I. fand im Jahre 932 eine eindeutige Antwort auf einen ähnlich frechen Angriff aus der Puszta: Er warf den Steppensöhnen einen toten Hund vor die Füße! Im Anschluss zwangen Riade und das Lechfeld die Ungarn zum Umdenken. Wir wollen und können Orbán keine gepanzerten Lanzenreiter entgegenschicken. Die Zeiten haben sich geändert und auch ihre Methoden. Unwirksamer sind sie deshalb keineswegs geworden – wenn nur Wille und Entschlossenheit dieselben geblieben sind!

Die europäische Pressefreiheit ist seit langem schon von einer Entwicklung bedroht, an deren Ende sie nur noch Makulatur ist. Es sind - außer in Italien und den Staaten hinter dem Bug - noch nicht die Regierungen, die offen Druck ausüben, sieht man mal von der Spiegelaffäre und den Intrigen ab, die gegen Theo Koll von höchsten Stellen gesponnen wurden.

Bislang sind es die Inserenten, die Abonnenten und der Publikumsgeschmack, welche eine freie Berichterstattung mehr und mehr limitieren und kanalisieren. Das zieht sich von Spitzenorganen bis hinunter zu lokalen Provinzblättchen. Staatliche Restriktionen eröffnen so gesehen eine zweite Front. Spätestens in diesem Augenblick beginnt der Kampf ums Überleben - nicht zuletzt für ein demokratisches Europa!

Deshalb protestiert der Preußische Landbote schärfstens gegen das Inkrafttreten des ungarischen Mediengesetzes und der damit verbundenen Pressezensur.

Wir fordern Brüssel und Straßburg auf, die Rechtmäßigkeit dieser ungarisch-nationalen Gesetzgebung zu überprüfen und, bei Feststellung der Unrechtmäßigkeit, gegen die ungarische Regierung harte Maßnahmen zu ergreifen, welche Orbán und die Fidesz zum Umdenken zwingen.

Wir fordern die Staaten der Europäischen Union auf, Ungarn vor die Alternative zu stellen, das Gesetz zu kippen oder auf eine weitere Mitgliedschaft in der Europäischen Union zu verzichten!

Für die Redaktion

B. St. Fjöllfross, Kotofej K. Bajun, Scholcher M. Druckepennig,

Jules-Francois Savinien Lemarcou, Akinokawa Michi,

Don M. Barbagrigia, Michael L. Hübner, David Katz

Brandenburg an der Havel, am 04. Januar 2011

Zu viele Rentiere vor dem Schlitten des Weihnachtsmannes

oder – wie Herr zu Guttenberg Afghanistan bereist

J.-F. S. Lemarcou

Er ist ein Hoffnungsträger. Oder war er das bereits? Ist die Hoffnungsträgerei jetzt schon Geschichte? Mit dem derzeitigen Besuch in Afghanistan gemeinsam mit der kinderschützenden Bismarck-Ururenkelin und Gattin beginnt der sonst so dezente und im Hintergrund machtvoll wirkende Herr Bundesverteidigungsminister seine eigene Legende zu zerstören. Dass er seine Soldaten am Hindukusch zu Weihnachten beehrt – nichts dagegen zu sagen. Muss er aber unbedingt in seiner Weihnachtsmann-Entourage sein entzückendes Ehefrau mitschleppen? Aber auch das könnte man mit ein wenig Nonchalance in den Skat drücken. Warum auch nicht! Bezahlt haben sie es aus der eigenen Tasche, also kann die hohe Dame reisen, wohin sie will. Auch wenn es just gerade jetzt nicht so richtig stimmig ins Bild passen will. Aber das erklären wir später.

Der Pik-Bube passt da aber ganz gewiss nicht mehr rein: Johannes B. Kerner. Warum? Ja, Freiherr, warum? Weil er die augenscheinlich falsche Personalie für einen solch politisch brisanten und sensiblen Besuch ist. Weil wir auf den Schlachtfeldern von Afghanistan keinen Talkmaster brauchen und keine Talkshow und diesen ganzen Nonsense aus dem deutschen Fernsehen. Dort fließt Blut und kein Ketchup, dort ringen viele bettelarme Menschen um ihr Überleben – da hat die deutsche Unterhaltungsindustrie nichts verloren! Wenn man sich schon von einem hochkarätigen Journalisten begleiten lassen will, dann ist doch die Auswahl im Reiche nicht so klein, dass man ausgerechnet Kernern mitschleifen muss. An diesem Punkte angelangt bekommt die Sache nämlich Geschmäcke! Das sieht nach Inszenierung aus. Nach einer recht billigen obendrein. Show-Time! Das schlägt auf die bisher untadelige Reputation des Bundesverteidigungsministers zurück.

Und zwar mit Karacho! Für die meisten Deutschen ist Afghanistan eh schon ein rotes Tuch. Zu Hause wird aus Geldmangel die militärische Dienstpflicht abgeschafft und am Khyber-Pass verwehen weiterhin die deutschen Steuermillionen im Wind amerikanischer Großmacht-Muskelspiele. Eine ungünstigere Gelegenheit zu einer Talkshow – wir benutzen in diesem Falle den unsäglichen Anglizismus mit voller Absicht – kann es gar nicht geben. Und dann noch Kerner! Ausgerechnet Johannes Baptist Kerner! Hätte er Theo Koll mitgenommen, Klaus Bednarz oder sei es Ulrich Wickert. Ulrich Deppendorf wäre eine hervorragende Wahl, wenn er denn nicht anderweitig verpflichtet wäre. Selbst Lothar Löwe hätte man zu diesem Behufe ausbuddeln können.

Auch Beckmann – kurzes Bekreuzigen – wäre erträglich gewesen. Aber warum dieses Milchgesicht, das seinerzeit, am 9. Oktober 2007, die Eva Herman öffentlich und undemokratisch hinzurichten half? Damit dies keiner missverstehe: Hermans Eva hatte in dem Bestreben einige grundsätzliche Wahrheiten zum Ausdruck zu bringen, einen Haufen verquasten und gequirkten Mist geredet, wie das nun mal passiert, wenn man sich seine Worte und deren Wirkungen nicht vorher genau überlegt. Es bedurfte schon viel guten Willens und eines Mindestmaßes an Häme, wenn man die brauchbare Essenz aus ihren in der Sache nicht unbegründeten Ausführungen heraushören wollte. Doch beides besitzt das quotenmachende Volk nicht – keinen guten Willen aber dafür jede Menge Häme. Diesem trug Kerner damals Rechnung – sehr deliberriert, wie man hier und dort meint. Diese Schmierkomödie, mit der sich Kerner als eine Mischung von Volkstribun und Großinquisitor aufspielte, schlug gerechter Weise auch

auf ihn zurück. Das war des Büttels Teil. Soll er. Deutschland muss auch so einen aushalten, wie es das Geschwätz der blonden Eva oder die genetische Schwadroniererei Herrn Sarrazins aushält. Aber - man nimmt des Henkers Altgesellen nicht mit auf eine in jeder Hinsicht diplomatisch hochsensible Tour in ein hart umkämpftes Ausland. Man nimmt ihn nicht mit auf eine so diffizile Bühne, wo er das Kasperle geben darf, während sich ein jovialer Verteidigungsminister ein wenig PR gönnt.

Die Reaktionen aus dem Reiche hätte Herr zu Guttenberg voraussehen können und müssen, unbeschadet seiner wahren und sicher auch ehren- und lobenswerten Intentionen. Denn, wer sich dazu entschließt einen Kerner mitzuschleppen, der hätte am Beispiel der von Kerner mitbetriebenen Causa Herman durchaus lernen können, was es bedeutet, wenn dem Plebs der gute Wille des Verstehenwollens völlig abgeht. Wenn stattdessen jede Gelegenheit, den Auftritt des deutschen Edelschokoladenweihnachtsmannes vor die Kulisse einer Zielscheibe zu platzieren, voll der Häme ausgebeutet wird. Wollte Herr zu Guttenberg mediale Aufmerksamkeit?

Sicher doch. Bekam er sie? Im Übermaß! Nur eben nicht die, welche er wohl im Auge hatte, als er sich nach Kabul auf den Weg machte. Dieser Fehltritt wäre vermeidbar gewesen und nicht nur der: Auch der dusslige Kommentar der sonst so hochintelligenten Stephanie, die Soldatinnen könnten ja ihre Probleme von Frau zu Frau mit ihr besprechen, entbehrt jeden Sinnes: Denn wie könnte Frau zu Guttenberg, die Ministergattin, die Soldatinnen-Probleme lösen helfen, wenn nicht auf eine Weise der Einflussnahme, die zumindestens wiederum ein gerüttelt Maß an suspektem Potential

beinhalten würde? Nein, das war ein ganz dickes Eigentor, eines, das er sich ohne Not geschossen hat, der Herr Bundesverteidigungsminister. Und das ist traurig. Denn der Schaden ist umso größer, als Karl-Theodor zu Guttenberg der einzige Politiker weit und breit ist, der gerade vom vorurteilsbehafteten, böswilligen und hämischen Mob mit großer Sympathie bedacht wird.

Das ist eine so seltene Ehre und eine damit so unglaublich kostbare Chance, den täglich orientierungsloser werdenden Plebs in verträglichen Bahnen zu halten. Dieser Mob hat sonst auf weiter Flur kein Führungsbild mehr, an das er sich klammern kann. Die Galerie der Charakterköpfe in der Spitzenpolitik ist ausgedünnt. Wenn sich Herr zu Guttenberg nun auch noch aus dieser erlesenen Reihe absentiert, und das ohne Not, so wäre das nicht nur schmerzlich, sondern es würde darüber hinaus auch die allgemeine Politikvedrossenheit zum Schaden der Demokratie sehr befördern.

Nun ist er einmal richtig ins Fettnäppel getreten, der elegante Baron. Da kann man nichts mehr löten. Für die Zukunft aber sollte er die Kerner im Dorfe lassen, sein eigenes Profil schärfen und den Unsinn vermeiden, an der Familienmarke „Stephanie und Karl-Theodor“ öffentlich zu basteln. Wir brauchen einen guten Verteidigungsminister und eine engagierte Kinderschützerin. Wir brauchen aber kein Karnevalsprinzenpaar in der Oberliga der Gesellschaft außerhalb der tollen Tage.

Und wir brauchen sicher für die Augsburger Puppenkiste auch einen Hofjournalisten König Urmels des Ersten. Aber wie brauchen sie eben jeden an seinem Platze und nicht alle auf einmal!

Inhalt

...und raus bist du!.....	3	In Moskau ist der Teufel los.....	21
Auf der Flucht.....	3	Krawall am Nil.....	22
Auf Gotteslästerung den Tod.....	4	Krebs an deutschen Schulen.....	23
Bitte nicht!.....	5	Magenta Riese weichgespült.....	24
Brot für Welt – aber die Wurst bleibt bei uns!.....	6	Ni hao, Tunis!.....	26
Das Böse im Habit.....	7	Rache für Macao.....	27
Der Gerechte sitzt – die Verbrecher feiern.....	9	Samuel und Ikarus.....	28
Der Neue will's wissen.....	11	Sittenstrolch und Schreibtischtäter.....	28
Die spinnen, die Römer.....	12	Snooker-Zauber im Tempodrom.....	30
Etikettenschwindel.....	13	Staat und Mafia.....	30
Fair Game – wirklich?.....	14	Sturm aufs Rote Kloster.....	32
Falls Sie nicht. - Dass Arbeitsamt „lädt“ einen „Kunden“ „ein“.....	15	Wegtreten oder weggetreten?.....	33
Flammen im Heiligen Land.....	17	Wenn Statisten fallen.....	34
Fuchs schießt zurück.....	17	Wie peinlich ist das denn...!.....	35
Geflügeltes Rad – wohin eierst du?.....	17	Wikileaks plaudert aus dem Nähkästchen.....	36
Gift im Futter.....	18	Zensur in Pannonien.....	37
Heldendenkmäler ziehen um.....	19	Zu viele Rentiere vor dem Schlitten des Weihnachtsmannes.....	38